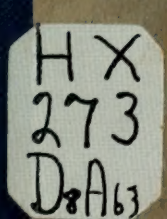


Albrecht, Gerhard
Eugen Dührings
Wertlehre





Eugen Dührings Wertlehre

Nebst einem Exkurs zur Marxschen Wertlehre

Von

Gerhard Albrecht

Doktor der Staatswissenschaften



Jena
Verlag von Gustav Fischer
1914

Abriß einer Geschichte der Theorie von den Produktionsfaktoren.

Von Dr. **Johannes Müller.** (Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. S., herausgegeben von Prof. Dr. Joh. Conrad. Bd. 66.) 1911. Preis: 1 Mark 80 Pf.

Inhalt: 1. Einleitung. 2. Die Merkantilisten und Physiokraten (Turgot). 3. Adam Smith. 4. J. St. Mill. 5. Sismondi. 6. Fr. List. 7. Rodbertus. 8. Karl Marx. 9. Die Gegenwart (Brentano).

Vorträge über wirtschaftliche Grundbegriffe.

Von **H. Oswalt.** Zweite durchgesehene Auflage. (VI, 162 S. gr. 8⁰.) 1914. Preis: 3 Mark 50 Pf.

Dieses Buch bedeutet den ausgesprochenen Versuch, weitere Kreise für Fragen der Wirtschaftstheorie zu interessieren, und dieser Versuch darf als geglückt bezeichnet werden. Wie groß das Bedürfnis namentlich auch praktischer Volkswirte nach einer Einführung in wirtschaftliche Grundbegriffe ist, ergibt sich aus der beifälligen Aufnahme, die dieses Buch gefunden hat. — Die neue Auflage bringt allerlei Verbesserungen, ohne den Grundton oder die Art der Darstellung zu ändern. Für Nationalökonomen und Praktiker, namentlich zur Selbstorientierung und zum Gebrauch in Seminaren, wird das Buch sehr gute Dienste leisten.

Jahrbücher für Nationalökonomie:
Im ganzen bedeuten die „Vorträge" eine sehr erfreuliche wissenschaftliche Leistung und legen Zeugnis ab von einer theoretischen Begabung, wie sie nicht häufig zu finden ist.

Krit. Blätter f. d. ges. Sozial-Wissenschaften:
Hier liegt ein Buch vor, das die Wissenschaft bereichert und das seinen Gegenstand gleichzeitig mit einer geradezu künstlerischen Beherrschung des großen Stoffes und mit bedeutendem pädagogischen Geschick behandelt.

Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen.

Von **Charles Gide,** Professeur d'Economie Sociale à la Faculté de Droit de l'Université de Paris und **Charles Rist,** Professeur d'Economie Politique à la Faculté de Droit de l'Université de Montpellier. Preisgekrönt von der Académie des Sciences Morales et Politiques. Nach der zweiten durchgesehenen und verbesserten Ausgabe herausgegeben von Dr. phil. et med. **Franz Oppenheimer,** Privatdozent an der Universität Berlin. Deutsch von R. W. Horn. 1913. (XXII, 828 S. gr. 8⁰.) Preis: 12 Mark, geb. 13 Mark 20 Pf.

Inhalt: I. **Die Gründer.** 1. Die Physiokraten (Gide). 2. Adam Smith (Rist) 3. Die Pessimisten [Malthus und Ricardo] (Gide). — II. **Die Gegner.** 1. Sismondi und die Ursprünge der kritischen Schule (Rist). 2. Saint-Simon, die Saint-Simonisten und der Ursprung des Kollektivismus (Rist). 3. Die Assozialisten, Owen und Fourier (Gide). Louis Blanc (Rist). 4. Friedrich List und die nationale Volkswirtschaftslehre (Rist). 5. Proudhon und der Sozialismus von 1848 (Rist). — III. **Der Liberalismus.** 1. Die Optimisten [Bastiat und Carey] (Gide). 2. Höhepunkt und Niedergang der klassischen Schule [Stuart Mill] (Gide). — IV. **Die Abtrünnigen.** 1. Die historische Schule und der Streit der Methoden (Rist). 2. Der Staatssozialismus (Rist). 3. Der Marxismus (Gide). 4. Die auf dem Christentum beruhenden Lehren (Gide). — V. **Die neuzeitlichen Lehren.** 1. Die Hedonisten (Gide). 2. Die Theorie der Bodenrente und ihre Anwendungen (Rist). 3. Die Solidaristen (Gide). 4. Die Anarchisten (Rist). — Schlußwort. — Analytische Inhaltsübersicht. — Alphabetisches Namenverzeichnis. — Sachregister.

Breslauer Zeitung, 14. Dezember 1913:
Es ist ein grundlegendes Buch, das uns die französischen Gelehrten hier schenken. Es ist ebenso anregend und aufschlußreich für den Fachmann wie sicher einführend für den Studenten. Auf breiter wissenschaftlicher Grundlage baut es sich auf, es charakterisiert mit wenigen scharfen Strichen die bahnweisenden Persönlichkeiten und deckt die Verbindungslinien zwischen den einzelnen Lehren feinsinnig auf. Alles in allem: hier haben wir endlich die Geschichte der Nationalökonomie erhalten, auf die wir so lange warten mußten. Und es erfüllt uns mit besonderer Freude, daß dieses Buch das Werk von Oncken ergänzt und mit diesem zusammen ein in sich geschlossenes Ganzes bildet.

Kölnische Zeitung, 12. April 1914:
So unwahrscheinlich es auch klingt — eine brauchbare Geschichte der Nationalökonomie gab es bisher in der sonst so reichen Literatur nicht. . . . Dem ganzen Buche gebührt ein dreifaches Lob. Die Darstellungsweise ist fließend; tote Stellen findet man nicht. Die Disposition des Werkes, die wir oben schon mitteilten, ist sehr glücklich, sie orientiert sich zwar an der chronologischen Reihenfolge, bringt die Systemen und Schulen aber so in Zusammenhang, daß die Entwicklung der Wissenschaft mit ihren Siegen und Niederlagen, deutlich wird. Schließlich verdient die leidenschaftslose, jedes Parteigängertum meidende Darstellung besonderes Lob. Die Verfasser vermeiden nicht die Kritik, sie verbergen nicht ihre eigene Überzeugung, aber ihre Objektivität ist groß genug, um auch solchen Richtungen gerecht zu werden, die sie ablehnen, wie die historische Schule.

Eugen Dührings Wertlehre

Nebst einem Exkurs zur Marxschen Wertlehre

Von

Gerhard Albrecht

Doktor der Staatswissenschaften



Jena
Verlag von Gustav Fischer
1914



Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff) Rudolstadt



Verlag von Gustav Fischer in Jena

Beiträge
zur
Geschichte der Nationalökonomie

Herausgegeben

von

Geh. Hofrat Professor Dr. Karl Diehl

Freiburg i. Br.

Es ist eine allgemein bekannte und anerkannte Tatsache, daß es an einer guten Geschichte der Nationalökonomie zurzeit noch fehlt. Die vorhandenen Darstellungen, sowohl die in deutscher Sprache als die in fremden Sprachen erschienenen, sind mehr oder minder unzureichend, und auch die besten unter ihnen weisen große Lücken auf. Dieser Zustand ist teilweise den Verfassern nicht zum Vorwurf zu machen, denn es fehlt noch in großem Maße an den nötigen Vorarbeiten. Die neue Sammlung, deren erste Hefte jetzt der Öffentlichkeit übergeben werden, soll diesem Mangel dadurch abzuhelfen suchen, daß sie Bausteine für eine künftige wissenschaftlich vollständige Geschichte der Nationalökonomie liefern will. Das erste Heft, verfaßt von Dr. Schreiber, behandelt die Scholastik seit Thomas von Aquino, das zweite Heft, verfaßt von Dr. Zielenziger, die alten deutschen Kameralisten. Auch die künftigen Beiträge sollen entweder ganze Epochen oder einzelne besonders markante Autoren behandeln, die für die ideengeschichtliche Entwicklung der Nationalökonomie von Wichtigkeit sind. Wenn auch die Sammlung in erster Linie Arbeiten der Schüler des Herausgebers bzw. von Mitgliedern des von ihm geleiteten Seminars enthalten soll, so werden doch auch andere Arbeiten Aufnahme finden, soweit sie quellenmäßige Darstellung und streng wissenschaftliche Objektivität aufweisen.

Erstes Heft:

Die volkswirtschaftlichen Anschauungen der Scholastik seit Thomas v. Aquin

Von

Dr. Edmund Schreiber

1913. Preis: 7 Mark 50 Pf.

Die wirtschaftlichen Anschauungen des Mittelalters sind in den letzten Jahren in steigendem Maße von seiten der Nationalökonomie Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen wohl zum größten Teil in Problemen, die das moderne Wirtschaftsleben gestellt hat und die zu ihrer Lösung eine Kenntnis des Mittelalters dringend erfordern.

Einmal zeigen sich manche soziale Strömungen der Gegenwart in hohem Maße durch das Mittelalter beeinflußt, indem manche Prinzipien, die sie auf moderne Fragen anwenden, von der Scholastik zuerst aufgestellt sind. Dazu gesellt sich ein anderes, viel erörtertes Problem: Die wirtschaftliche Inferiorität der katholischen Bevölkerung gegenüber der protestantischen. Man mag diese Frage beantworten wie man will, sie wird ohne gründliche Kenntnis der wirtschaftlichen Anschauungen des Mittelalters nicht gelöst werden können.

Aber von diesen Gegenwartsfragen abgesehen, erregt auch vom rein geschichtlichen Standpunkt aus das Mittelalter hohes Interesse. Das gilt namentlich für die Dogmengeschichte der Nationalökonomie. Man wird freilich von einer Nationalökonomie des Mittelalters im eigentlichen Sinne nicht sprechen können. Aber unzweifelhaft nimmt die Scholastik in der Entwicklung des ökonomischen Denkens überhaupt eine Stellung ein, die nicht übersehen werden kann. Und die Geschichte der Nationalökonomie wird gern auch Keime wirtschaftlicher Ideen verzeichnen, die sich mit manchen modernen Fragen berühren, auch wenn man heute weit über jene ersten Spuren hinausgekommen ist. Nicht zuletzt ist von diesem Gesichtspunkte aus eine Erforschung der wirtschaftlichen Anschauungen des Mittelalters unumgänglich.

Zur Erfüllung solcher Aufgaben gibt die vorliegende Arbeit einen Beitrag. Sie behandelt die Wert- und Preislehre der Scholastik seit Thomas von Aquin, wobei zugleich dem letzteren seiner überragen-

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

8., 9. u. 10. Band: **Soziologie.** Von **Auguste Comte.** Aus dem französischen Original ins Deutsche übertragen von Valentine Dorn und eingeleitet von Prof. Dr. Heinrich Waentig in Halle a. S. Drei Bände.
Preis: 20 Mark, geb. 22 Mark 50 Pf.

Erster Band: **Der dogmatische Teil der Sozialphilosophie.** 1907.
Preis: 6 Mark, geb. 6 Mark 75 Pf.

Zweiter Band: **Historischer Teil der Sozialphilosophie. Theologische metaphysische Periode.** 1907. Preis: 6 Mark, geb. 6 Mark 75 Pf.

Dritter Band: **Abschluß der Sozialphilosophie und allgemeine Folgerungen.** 1911. Preis: 8 Mark, geb. 9 Mark.

11. Band: **Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes.** Von **Adam Smith.** Unter Zugrundelegung der Uebersetzung Max Stirners, aus dem englischen Original nach der Ausgabe letzter Hand (4. Aufl. 1786) ins Deutsche übertragen von Dr. Ernst Grünfeld und eingeleitet von Prof. Dr. Heinrich Waentig in Halle a. S. Band I. 1908. Preis: 4 Mark, geb. 5 Mark.
(Band 2 ist in Vorbereitung.)

13. Band: **Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie.** Von **Johann Heinrich von Thünen.** Neudruck nach der Ausgabe letzter Hand (2. bzw. 1. Aufl., 1842 bzw. 1850), eingeleitet von Prof. Dr. Heinrich Waentig. 1910. Preis: 7 Mark, geb. 8 Mark.

14., 15. u. 16. Band: **Untersuchung über die Grundsätze der Volkswirtschaftslehre.** Eine Abhandlung über die Wissenschaft der inneren Politik bei freien Völkern, mit besonderer Rücksicht auf Bevölkerung, Ackerbau, Handel, Gewerbe, Geld, Münzwesen, Zins, Umlauf, Banken, Börse, öffentlichen Kredit und Steuern. Von Sir **James Steuart,** Bart. 3 Bände. 1913—14. Preis: 22 Mark 50 Pf., geb. 25 Mark 50 Pf.

17. Band: **Grundsätze der politischen Ökonomie mit einigen ihrer Anwendungen auf die Sozialphilosophie.** Von **John Stuart Mill.** Nach der Ausgabe letzter Hand (7. Auflage 1871) übersetzt von Wilhelm Gehrig und eingeleitet von Prof. Dr. Heinrich Waentig. In zwei Bänden. Band I. 1913.
Preis: 9 Mark, geb. 10 Mark.
(Band 2 ist in Vorbereitung.)

Im Druck befindet sich:

19. Band: **Soziale Physik** oder: **Eine Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen.** Von **Ad. Quételet,** Direktor des Königl. Observatoriums in Brüssel. I. Band.

Weiter ist in Aussicht genommen:

Sismondi, Nouveaux principes d'économie politique (1819).

Frankfurter Zeitung, Nr. 154 vom 4. Juni 1905:
Mit dieser Sammlung wird eine oft empfundene Lücke in der nationalökonomischen Literatur endlich ausgefüllt, denn die hier wiedergegebenen Werke sind entweder im Original gar nicht mehr zu haben oder doch nur zu hohen Preisen . . . Die Uebersetzungen sind durchweg gut; jede Arbeit ist mit einem Vorwort des Herausgebers versehen, das die Stellung und Bedeutung des Autors klarlegt. Die Sammlung wird hoffentlich dazu beitragen, das in der Nationalökonomie lange vernachlässigte Studium der englischen und französischen Klassiker wieder mehr zu beleben.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S. 5. 14. 10.

den Bedeutung, zumal auch für das ökonomische Denken des Mittelalters selbst, entsprechend, der Hauptteil der Untersuchung gewidmet ist. Sie schließt mit der Mitte des 15. Jahrhunderts. Das Ziel, das sie sich stellt, ist das, die Entwicklung der wirtschaftlichen Anschauungen der Scholastik, soweit sie das genannte Gebiet berühren, darzustellen. Es mußte daher auch auf den Handelsgewinn, den Zins usw. Rücksicht genommen werden, weil es sich auch hier letzten Endes um Preisprobleme handelt.

Der an sich etwas weite Titel der Arbeit — „Die volkswirtschaftlichen Anschauungen der Scholastik seit Thomas von Aquin" — dürfte daher wohl gerechtfertigt sein.

Zweites Heft:

Die alten deutschen Kameralisten

Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie

Von

Dr. Kurt Zielenziger

1913. Preis: 12 Mark.

Es ist mehr als ein heuristisches Prinzip, daß an dem Anfang der deutschen Nationalökonomie die alten Kameralisten stehen, weil sie zu den ersten Deutschen gehörten, die sich bemühten, die wirtschaftlichen Phänomene zu erfassen. Eine Beschäftigung mit ihnen zeigt, daß es sich verlohnt, diese Ökonomen ihrer unverdienten Vergessenheit zu entreißen, weil sie keineswegs unoriginell waren und ihre Stellungnahme zu den wirtschaftlichen Problemen auch unser Interesse erregen dürfte. Dann sehen wir, daß nicht alles Heil für die deutsche Nationalökonomie aus England kam.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit der Entstehung und dem Wesen des Kameralismus. Er prüft die deutsche und die ausländische Literatur über die Kameralisten und rollt die Probleme des Merkantilismus auf. Der zweite Teil bringt die alten Kameralisten selbst zu Wort, während der Kritiker ganz im Hintergrund bleibt. Er enthält eine Inhaltsangabe ihrer Werke, ähnlich, wie Roscher verfuhr, nur daß hier nach keinem einseitigen Prinzip ausgewählt wurde und sie ungestört sprechen können, damit wir sie wirklich einmal kennen lernen. Daher sind

häufige Zitate, die im Urtext und in der alten Orthographie wiedergegeben wurden, unumgänglich. Diese beiden Teile erscheinen hier als erster Band.

Der dritte Teil wird den zweiten Band bilden, der demnächst erscheinen soll. Wenn auch der erste Band durchaus in sich abgeschlossen ist, soll dieser zweite der Extrakt des Ganzen sein. Er soll uns die Kameralisten vereint, nach systematischen Gesichtspunkten geordnet zeigen. Da werden sie dann auch kritisch behandelt werden.

* * *

Zu Bestellungen auf die Beiträge, die hier zu erscheinen begannen, bitte ich den beigegebenen Bestellzettel zu benutzen und diesen ausgefüllt derjenigen Buchhandlung zu übergeben, durch welche die Zusendung gewünscht wird.

Gustav Fischer.

Bestellzettel

An die Buchhandlung ....

....

Aus dem Verlage von Gustav Fischer in Jena bestelle ich

..........Expl. **Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie.** Hrsg. von Geh. Hofrat Professor Dr. Karl Diehl, Freiburg i. Br. Heft 1 u. flg.

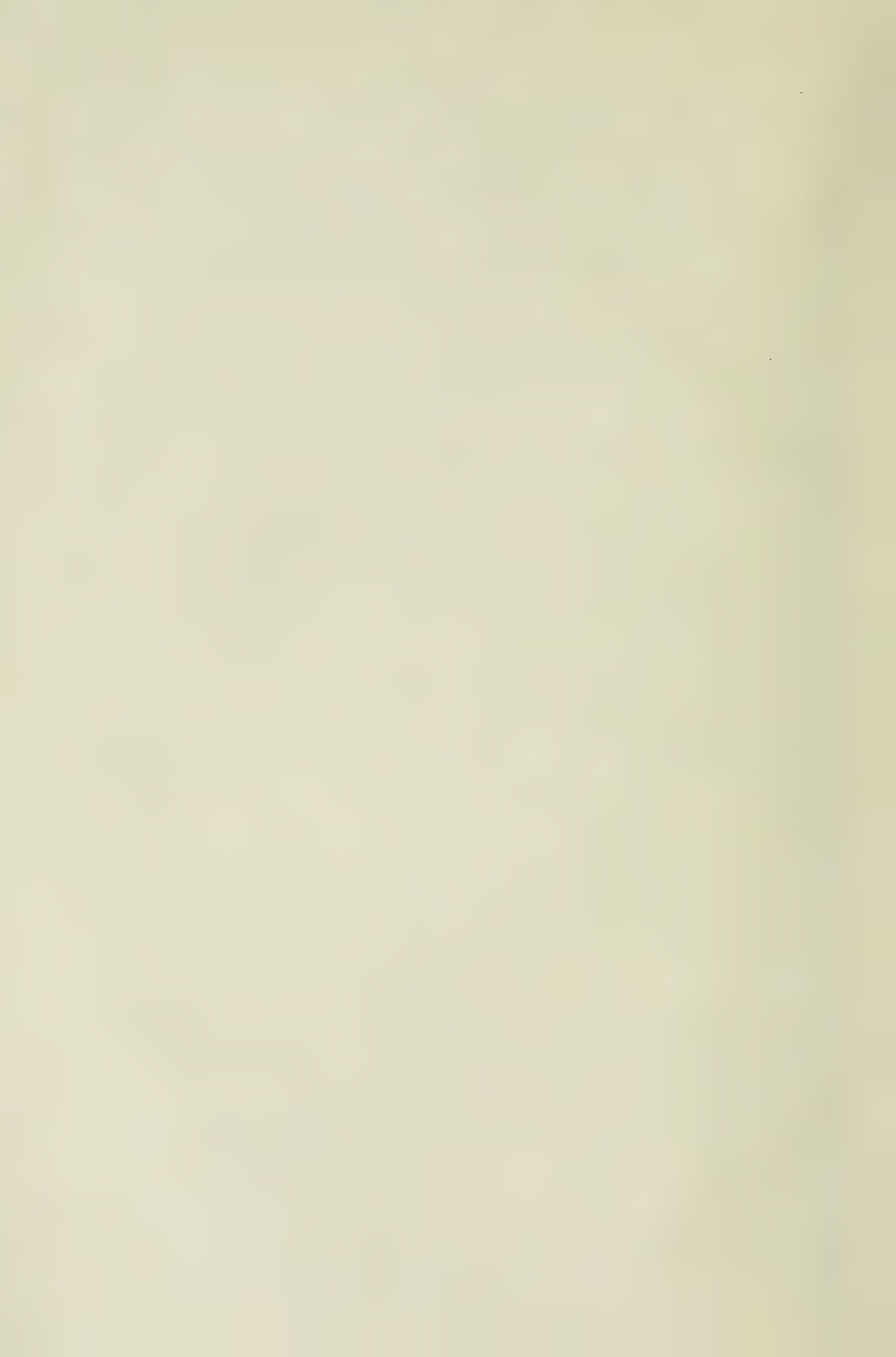
.... do. Erstes Heft: Schreiber, Die volkswirtschaftlichen Anschauungen der Scholastik seit Thomas v. Aquin. Preis: 7 Mark 50 Pf.

.... do. Zweites Heft: Zielenziger, Die alten deutschen Kameralisten. Preis: 12 Mark.

Ort und Tag: .... Name: ....

Hofbuchdruckerei Rudolstadt

Inhalt.



Vorbemerkung.

Eugen Dühring, dessen wissenschaftliches Lebenswerk infolge der Vielseitigkeit dieses lebendigen und schließlich so einsam und in seiner verbitterten, fast zynischen Polemik maßlos einseitig gewordenen Geistes in seltener Geschlossenheit und in unerhörtem Umfange vor uns liegt, ist, so wenig die Fachwelt davon hat Notiz nehmen wollen, auch auf dem Gebiete der Sozialökonomie als ein selbständig und durchaus originell schaffender Gelehrter anzusehen. In einer Zeit, in der nach einer Periode historischer und konkretisierender Forschung die Notwendigkeit theoretischer Vertiefung und systematischer Neubildung mehr und mehr anerkannt zu werden beginnt, in der vor allem die methodische Vorarbeit von den verschiedensten Gesichtspunkten aus in Angriff genommen worden ist, sollte auch ein Werk, wie der Dühringsche »Cursus der National- und Sozialökonomie«[1]) oder wie seine schon 1866 erschienene »Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre«[2]) in der Reihe der volkswirtschaftlichen Systeme, die mit wissenschaftlicher Tiefe und geistiger Kraft den Stoff der Volkswirtschaftslehre behandelt und in welcher Richtung immer bezwungen haben, nicht länger übersehen oder gar geflissentlich verschwiegen werden. Wie Karl Marx, den man bis heute fast ausschließlich als den Hauptvertreter der materialistischen Geschichtsauffassung, als den großen Sozialisten, als den vernichtenden Bekämpfer der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, als den gewaltigen, trotz aller theoretischen Schärfe utopistischen Aufwiegler der Massen und geistigen Schöpfer der internationalen Sozialdemokratie wertet, ist

[1]) Cursus der National- und Sozialökonomie nebst einer Anleitung zum Studium und der Beurteilung von Volkswirtschaftslehre und Sozialismus. Berlin, 1. Aufl. 1873, 2. Aufl. 1876, 3. Aufl. 1892. Zitiert die 3. Aufl. als »Cursus«.

[2]) Berlin 1866 (im Buchhandel vergriffen; nur noch antiquarisch zu beziehen); zitiert als »Gr.«



Eugen Dührings Wertlehre.

I. Die Bedeutung der ökonomischen Werttheorie.

Ein deutliches Denken und richtiges Messen im Wirtschaftlichen sollte nach Dühring eigentlich zur Ausmerzung des Begriffes des Wertes überhaupt führen. Kein Begriff in der ökonomischen Theorie ist in der Tat so heiß umkämpft, daher je nach der Anwendung so vieldeutig, wie der des Wertes, schon deshalb, wie Dühring mit Recht hervorhebt, weil »das Wort Wert mit dem Gesichtspunkte des Zweckes in naher Beziehung steht und überdies dabei fast immer etwas Erwünschtes gedacht wird« [1]. Das Schillernde des Begriffes »Wert« hat daher bekanntlich auch in jüngster Zeit dahin geführt, daß man davon abkommen zu müssen meint, die Bedeutung der Werttheorie zu überschätzen und dafür den eindeutigen Begriff des Preises in den Vordergrund zu rücken. Was man mit dem Begriffe des Wertes besagen will, wird daher nach Dühring besser mit dem Worte Geltung zur Bezeichnung dessen, welche Schwierigkeiten der Erlangung der Gegenstände entgegentreten, ausgedrückt.

Hiermit bezweckt Dühring aber nur eine exaktere Fassung für den Begriff, der üblicherweise unter dem Namen des Wertes verstanden wird. Keineswegs dagegen wäre man berechtigt, Dühring als Vertreter einer Auffassung anzusehen, die neuerdings, wie gesagt, an Boden zu gewinnen anfängt und darin gipfelt, jenen Begriff, den man seit altersher Wert heißt und für den Dühring den Namen Geltung oder, gleichzeitig ausdrückend, in welcher Hinsicht die Geltung der Betrachtung unterliegt, »Erlangungsschwierigkeit« fordert, überhaupt aufzugeben und das Interesse lediglich auf den Preis — einen für ein klares Denken einer anderen Ordnung angehörenden Begriff — zu lenken. Äußerst treffend bezeichnet er als den Sinn einer besonderen Lehre vom

[1]) Es ist bekannt, welche Rolle dieser Gedanke in dem nationalökonomischen Methodenstreite der letzten Jahre spielt.

Werte die Rechenschaft über die Ursachen der wirklichen Wertschätzung, genau wie die österreichische Grenznutzentheorie nach den Ursachen der wirklichen Wertschätzung forscht. Da diese Ursachen in dem Denkvermögen des Menschen selbst ihre letzte Wurzel haben, hat man den »Psychologismus« der Österreicher leichterhand mit der Bemerkung abtun zu können geglaubt, daß man es eben der Psychologie überlassen müsse, den hierbei mitwirkenden psychischen Vorgängen nachzugehen. Dieses ein geringes wissenschaftliches Interesse verratende Verfahren übersieht aber, daß den Nationalökonomen und vom Standpunkte einer sinnvollen Arbeitsteilung im gesamten Wissenschaftsbetriebe nur diesen oder doch diesen in erster Linie die Frage angeht, wie besondere, mit wirtschaftlichen Problemen verknüpfte psychische Akte zu deuten sind. Der Inhalt des besonderen psychischen Aktes steht dabei in Frage, nicht dessen zufällige Verkettung mit an sich nicht wirtschaftlichen Momenten. Der Inhalt des Problems zwingt, auf ein anderes Wissenschaftsgebiet überzutreten, auf dessen Boden man sich nicht in Spezialproblemen zu verlieren, sondern ihm nur das zu entlehnen hat, was für das besondere, hier das Wirtschaftsproblem, nicht zu entbehren ist. Die Geltung eines Dinges im wirtschaftlichen Sinne ist eine Frage des Wirtschaftswissenschaftlers; keinen Weg, er mag auch über die Grenzen des durch den Wirtschaftsbegriff bezeichneten Arbeitsgebietes hinausführen, darf er scheuen, der ihm die besondere Erscheinung zu klären verspricht. Die Anfeindung der Grenznutzler von dieser Seite her ist darum eine ungerechtfertigte Einengung des nationalökonomischen Forschens.

So ist also Dühring auch vom Standpunkte der heutigen Ziele der Wissenschaft durchaus zuzustimmen, wenn er sagt (Gr. S. 97): »Wie das Eindringen in die Ursachen der wirklichen Vorgänge der Hauptgesichtspunkt aller Wissenschaft ist, so hat es auch die Lehre vom Werte mit den Ursachen der praktischen Wertbestimmungen, d. h. mit den Schätzungsprinzipien des tatsächlich gegebenen wirtschaftlichen Lebens und Strebens zu tun«. Und welches der Unterschied zwischen den Erklärungsversuchen eines derartig gefaßten Wertes und denen des gleichsam greifbaren Preises ist, ist klar in folgendem Satze umrissen (Gr. S. 100): »Der Britte (es ist von Macleod die Rede) hält sich immer nur an das formal Allgemeine, an das Prinzip der bloßen Veränderungen und Schwankungen, an den kaufmännischen Begriff von Angebot und Nachfrage, vergißt aber die materiellen und be-

harrlichen Größenbestimmungen. Auf diese Weise gelangt er zu einer Virtuosität in der Erklärung des die Oberfläche kräuselnden Spieles der Wellen, bekümmert sich aber nicht um die Bestimmungsgründe des Niveaus und um die Gründe der absoluten Größe der Hebungen und Senkungen.« Die ursprünglichen Festsetzungen der Preise, wie sie auf der Grundlage der Wertschätzungen zustande kommen, nicht, was nur die Erklärung des Preises aus Angebot und Nachfrage darstellt, die Deutung der Veränderungen, steht also in Frage. Nur, wenn man unter Nachfrage die Bedürfnisse selbst und unter Angebot den Vorrat an verfügbarer Ware überhaupt sieht, ist man im Rechte, im Verhältnisse von Angebot und Nachfrage mehr als den Bestimmungsgrund der Preisschwankungen zu erblicken. Geht man so den Ursachen der Wertschätzungen auf den Grund, so gelangt man zu Ergebnissen von ähnlicher Tragweite, wie sie in der Bestimmung der spezifischen Gewichte oder Schwere überhaupt für die Naturwissenschaft begründet liegen (Gr. S. 101): »In der ökonomischen Wage handelt es sich um Wertunterschiede; der Wert ist gleichsam das Gewicht, welches eine Leistung oder ein Erfolg in die Schale wirft.« Damit ist die zentrale Bedeutung des Wertproblems für die Nationalökonomie, die man heute vielfach vorschnell an einen unbedeutenden Punkt der Peripherie zu verlegen trachtet, von vornherein festgelegt; erst »durch die Orientierung über den Wertbegriff und über die Erklärung der einzelnen Wertschätzungen gewinnt man eine wahrhaft zuverlässige, vermittelnde Vorstellung des ökonomischen Denkens und Rechnens, wie sie angesichts der entwickelten Volks- und Weltwirtschaft nicht zu entbehren ist« (Gr. S. 102).

Ein Gegenstand hat nun nach Dühringscher Auffassung Geltung im ökonomischen Sinne, weil seiner Beschaffung bestimmte Erlangungsschwierigkeiten gegenüberstehen. In der Begründung dieses ursprünglich Careyschen Gedankens der Erlangungshindernisse, die zu überwinden sind, um mit bestimmten Gegenständen bestimmte Bedürfnisse zu befriedigen, ist der letzte Anhaltspunkt der Dühringschen Wertlehre in ihrer letzten Formulierung zu erblicken. Weder davon, daß der Wert dem wirtschaftlichen Gegenstande seiner natürlichen oder gegenständlichen Beschaffenheit nach anhafte, noch davon, daß, sei es in der Arbeit in Verbindung mit dem Zinse und der Rente, wie bei den Klassikern, sei es in der Arbeit oder in der abstrakten Form der Arbeit, wie bei Marx, ein objektiver Maßstab zu seiner Messung vorhanden sei, ist in

der Dühringschen Werttheorie die Rede; Dühring sieht vielmehr die Bedürfnisse den Gegenständen, die zu ihrer Befriedigung zu dienen geeignet sind, einander gegenüberstehen und leitet aus den Erlangungshindernissen die einem Schätzungsergebnisse entsprechende Geltung her, welche jene wirtschaftlichen Dinge im Verkehre haben. Inwieweit Dühring in seiner Auffassung trotz der betonten Anlehnung an Carey über diesen hinausstrebt, wird noch zu zeigen sein. Neu und bedeutend ist an dieser Wertkonstruktion, daß der Charakter des Wertes als eines Schätzungsergebnisses unter Verzicht auf den Wertaufbau von unten, d. h. auf rein objektivem Boden, an die Spitze der Wertlehre gestellt wird.

In der Analyse des Begriffes der Geltung, wie in dem Vorstehenden angegeben wurde, in der Erläuterung der Erlangungshindernisse, liegt der Kern der Dühringschen Wertlehre. Und diese Analyse besteht in der Einfügung des Wertbegriffes in das System seiner ökonomischen Theorie, das ein großes, geschlossenes Gebilde ist, nicht aufgebaut auf der üblichen Zwei- oder Dreiteilung in die gegeneinander abgegrenzten Gebiete der Produktion und Verteilung, bzw. Produktion, Verteilung und Konsumtion, sondern auf der durchgehenden Gegenüberstellung des Produktions- und des Verteilungsbegriffes, die nicht zwei besondere Tatsachengebiete schaffen soll und somit einer Stoffeinteilung, einer Buchgliederung, zugrunde zu legen wäre, sondern der Erläuterung jedes ökonomischen Begriffes, der Darlegung jedes wirtschaftlichen Entwicklungsgesetzes zugrunde zu legen ist. Hier erst kommen wir zu der Besonderheit, zu der absoluten Originalität der Dühringschen Wertlehre, wo diese in der Grundlage der Dühringschen Sozialökonomie überhaupt verankert ist. Darum müssen wir an dieser Stelle etwas weiter ausholen.

II. Der Produktions- und Verteilungsgesichtspunkt (die »theoretische« und die »politische« Betrachtung).

Zwei grundlegende Ausgangspunkte sind für das ökonomische System Dührings entscheidend; nach dem ersten ist der Umkreis der ökonomischen Handlungen und Gebilde der Menschheit rein theoretisch — Dühring spricht von naturgesetzlich — zu erfassen, während nach dem anderen das allen Gesetzen gegenüber Indifferente der Geschichtstatsachen, beruhend auf dem Prinzip der Politik, der Macht, den Ausschlag gibt. Ein ökonomisch-wissen-

schaftliches System nach dem ersten Ausgangspunkte ist also darauf begründet, daß die Willensbetätigungen, vermöge deren die ökonomischen Handlungen und die ökonomischen Vereinigungsgebilde zustande kommen, an sich selbst unter Gesetzen stehen. Daß diese Lehre »von der materiellen Existenz der einzelnen und der Völker« von Dühring nur als »ein Bestandteil des umfassenderen Wissenkreises von dem politisch-gesellschaftlichen Zusammenhange, vermöge dessen der einzelne alle seine Lebensantriebe wirken läßt«, aufgefaßt ist, sei hier nur nebenbei bemerkt, obwohl diese großartige Erweiterung des Gesichtskreises einen der entscheidenden Schritte über die Lehrsysteme vor Dühring hinaus bedeutet und jedenfalls dogmengeschichtlich und methodologisch immer von Bedeutung bleiben wird. Der zweite Ausgangspunkt stellt das Prinzip der — nicht ökonomischen — Macht in den Vordergrund, womit der Tatsache Rechnung getragen wird, daß alle Erscheinungen des Wirtschaftslebens, alle ökonomischen Handlungen und Vereinigungsgebilde der Menschheit in jedem Zeitpunkte die Spuren ihres besonderen geschichtlichen Gepräges an sich tragen. Dieses historische Moment bleibt aber im Dühringschen Systeme nicht isoliert, so daß es in der Postulierung einer lediglich historischen Deutung des Wirtschaftslebens im Sinne der späteren historischen Schule ausmündete, sondern es dient dazu, der theoretischen Gesamtsystematisierung ein neues, entscheidendes Element einzufügen — in einem ähnlichen Sinne, wie sich die österreichische Theorie auf psychologische Grundtatsachen aufbaut —, um eine der jeweiligen Wirklichkeit fremde Theoretik zu vermeiden. Denn (Cursus, S. 5) »für die abgelebte Geschichte lassen sich die volkswirtschaftlichen Tatsachen wissenschaftlich nur dadurch verstehen, daß man die allgemeinsten Naturgesetze aller Wirtschaft in derjenigen näheren Bestimmung untersucht, die ihre Ergebnisse durch die politischen Unterwerfungs- und Gruppierungsformen erfahren haben. Einrichtungen, wie z. B. die Sklaverei und die Lohnhörigkeit . . . sind als sozialökonomische Verfassungsformen echt politischer Natur zu betrachten und bildeten in der bisherigen Welt den Rahmen, innerhalb dessen sich die Wirkung wirtschaftlicher Naturgesetze allein zeigen konnte«. Diese grundlegende Zweiteilung dient denn dazu, die Vermischung des unverrückbar Feststehenden und seiner Erklärung mit den Schlüssen aus veränderten Voraussetzungen gänzlich zu vermeiden (S. 7); »die Anwendung der volkswirtschaftlichen Naturgesetze im Rahmen der früheren und gegenwärtigen politisch-sozialen Grundeinrich-

tungen ist eine Spezialaufgabe, neben der in scharfer gedanklicher Sonderung die Ziehung der Folgen jener Gesetze unter wesentlich veränderten Voraussetzungen nicht nur sehr wohl Platz hat, sondern auch zur Emanzipation des freien Denkens über Vergangenheit und Gegenwart in entscheidender Weise beiträgt«.

Dieser Zweiteilung der Betrachtungsweise allen Gesellschaftslebens überhaupt und demgemäß im besonderen des Wirtschaftslebens in eine theoretische und eine historisch-politisch-soziale entspricht in dem systematischen Aufbaue der Wissenschaft von den Wirtschaftstatsachen die einer reinen und einer politischen Ökonomie, auf der sich die Zweiteilung in die beiden grundlegenden Kategorien der Produktion und der Verteilung als Unterscheidung für alle Begriffe, Gesetze und Gegenstände im volkswirtschaftlichen Gebiete aufbaut. Während der Begriff der Produktion alles das umfaßt, was im wirtschaftlichen Sinne zu geschehen hat, damit die Erzeugnisse an den letzten und eigentlichen Verbraucher — also einschließlich des Handels, des Verkehrs und Transportes — gelangen, ergeben sich die theoretischen und praktischen Probleme der Verteilung aus der Frage nach den Anteilen und Größenverhältnissen, in denen die Existenzmittel den verschiedenen Gesellschaftselementen zur Verfügung stehen. Und während die Untersuchung der Wirtschaftstatsachen vom Standpunkte der Produktion rein theoretischer Natur ist, ist »der wirklich in letzter Instanz für die Verteilungslehre maßgebende Standpunkt nur mit der ernstlich sozialen Betrachtung zu gewinnen«, wie es bei Dühring wörtlich heißt; dieser Begriff der Verteilung steht in schroffstem Gegensatze zu der Ansicht derer, die in der Verteilung »nur einen sozusagen laufenden Hergang sehen, der sich auf eine als fertiges Gesamterzeugnis vorgestellten Produktenmasse bezieht«. Diese Verteilungslehre kann nur auf einer politisch-geschichtlichen Begründung der gesellschaftlichen Abhängigkeiten der sozial verschiedenen Personengruppen fußen, muß mit den historisch bestimmten Satzungen der Zuteilung von Besitz und Befugnissen für Gruppen und Klassen rechnen. »Sie kann unmöglich bei dem Individuum stehen bleiben, sondern sie muß das Recht und Unrecht der Kollektivität als solcher zum Gegenstande ihrer Untersuchung und ihres Urteils machen. Eine den modernen Ideen entsprechende Verteilungslehre muß wahrhaft historisch verfahren.« Man vergleiche mit diesen Sätzen folgende Stellen aus der neuen Schrift von Tugan-Baranowsky, »Die soziale Theorie der Verteilung«, in der es S. 10/11 wörtlich heißt: »Um die Gesetze der

Preisbildung zu verstehen, muß man sich auf den individualistischen Gesichtspunkt stellen ... Das Gegenteil für die Verteilungstheorie. Ihren Ausgangspunkt können in keinem Falle individualistische Werturteile abgeben, denn die Verteilung ist ein soziales Phänomen, das das Zusammenwirken mehrerer gesellschaftlicher Gruppen zur Voraussetzung hat ... Die Verteilung ist eine historische Kategorie der sozialen Wirtschaft und ist nur in der Gesellschaft einer bestimmten historischen Struktur möglich ... Im Akte der Verteilung sind die Parteien nicht nur sozial ungleich, sondern eben in der Ungleichheit besteht das Wesen des betreffenden Phänomens.« Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß sich in dieser Beurteilung die neuerdings von Tugan-Baranowsky vorgetragenen Ansichten mit den von Eugen Dühring schon seit langem vertretenen Grundlehren seines sozialökonomischen Systems decken.[1])

Es ist hier einzuschalten, daß die Zurückführung des sozialen Momentes als Grundlage für die Verteilungsidee, die zum zweiten Bestandteile der Dühringschen Systematisierung wird, auf das Gewalteigentum den an der Hegelschen Dialektik — vom Idealismus des Philosophen übertragen auf den Materialismus der Marxisten — geschulten Sozialisten ganz besonderes Unbehagen verursacht hat. »Mit der Art und Weise der Produktion und des Austausches«, sagt Engels (E u g e n D ü h r i n g, Umwälzung der Wissenschaft, S. 122), »einer bestimmten geschichtlichen Gesellschaft und mit den geschichtlichen Vorbedingungen dieser Gesellschaft ist auch gleichzeitig gegeben die Art und Weise der Verteilung der Produkte ... Mit den Unterschieden der Verteilung aber treten die Klassenunterschiede auf. Die Gesellschaft teilt sich in bevorzugte und benachteiligte, ausbeutende und ausgebeutete, herrschende und beherrschte Klassen, und der Staat, zu dem sich die naturwüchsigen Gruppen gleichstämmiger Gemeinden zunächst nur behufs der Wahrnehmung gemeinsamer Interessen und wegen des Schutzes nach außen fortentwickelt hatten, erhält von nun an eben so sehr den Zweck, die Lebens- und Herrschaftsbedingungen der herrschenden gegen die beherrschten Klassen mit G e w a l t a u f r e c h t z u e r h a l t e n ... S. 127: Jeder sozialistische Arbeiter weiß ganz gut, daß die Gewalt die Ausbeute nur schützt, aber nicht verursacht, daß das Verhältnis von Kapital und Lohnarbeit — das ökonomisch,

[1]) Vgl. des Verfassers Abhandlung »Zur sozialen Theorie der Verteilung« im Januarheft 1914 der Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik (Verlag von G. Fischer, Jena).

nicht auf dem Wege der Gewalt begründet ist! — der Grund seiner Ausbeutung ist, und daß dieser auf rein ökonomischem und keineswegs auf gewaltsamem Wege entstanden ist.« Der Gedanke der Klassenbildung mit dem politischen Mittel der Gewalt, wie ihn Dühring behauptet und von Anfang an behauptet hat, widersprach den Sozialisten zu sehr der Idee der materialistischen Geschichtsauffassung, deren Schöpfer ihnen Marx war. Nicht oft genug kann allerdings Dühring betonen, daß der Herrschaft über Eigentum die über Personen voraufgegangen ist! Und damit ist die Dühringsche Abkehr gegenüber dem Marxismus noch viel radikaler, als die Oppenheimers, für den die gewaltsame Aneignung von Grund und Boden im Vordergrunde steht. Die Lehre von der »ursprünglichen Akkumulation«, »daß die wirtschaftlichen Verschiedenheiten der Vermögen und Einkommen sich allmählich aus lediglich wirtschaftlichen Beziehungen zwischen freien und gleichberechtigten Mitbürgern entwickelt haben, und daß daraus die sozialen Klassen entstanden sind« (Oppenheimer, Theorie der reinen und politischen Ökonomie, S. 4), ist nie für Marx bestritten gewesen; das hätte keinesfalls zu seiner materialistischen Dialektik gepaßt; nach Marx haben gerade die dem geschichtlichen Wandel unterworfenen Wirtschaftsformen im Kapitalismus die Neugestaltung der sozialen Klassen geschaffen, und wenn er dennoch die »Kinderfibel« von der ursprünglichen Akkumulation des Groß-kapitaleigentums bekämpfte, so liegt dabei der Nachdruck auf dem Worte »Groß«; erst nachdem die ökonomische Herrschaft die Ausbeuterklasse geschaffen hatte, wirkte diese Herrschaft, diese Gewalt als Schutz und damit als Vermehrer der Ausbeute, als kapitalistische Akkumulation. Nach Oppenheimer erscheint Marx als einer derjenigen, die die Lehre von der ursprünglichen Akkumulation zu widerlegen suchten: in der Tat gebührt hier Dühring auch vor Marx durchaus der erste Platz, obwohl Oppenheimer ihn auch nur unter diejenigen »größten systemschaffenden Theoretiker der Ökonomik« zählt, die sich zwar »zu dem großen Versuche gedrungen gefühlt«, denen aber »der große Wurf nicht ganz geglückt ist«. Wenn Oppenheimer für sich selbst zu dem Resultat kommt: »nicht ökonomische Beziehungen zwischen Freien und Gleichberechtigten, sondern politische Beziehungen zwischen Siegern und Unterworfenen haben die sozialen und wirtschaftlichen Klassen geschaffen«, so entspricht dieser Satz der Dühringschen Lehre, wie sie im Cursus von 1879 bereits endgültig formuliert und in der Grundlegung von 1866 vorbereitet worden ist.

Die Erkenntnis der sozialen Zusammenhänge, die von Dühring in den Bau des von dem Wirtschaftsleben des Menschen handelnden Gesamtsystems eingefügt und geradezu zum Grundpfeiler seiner Systematisierung wird, ist im Laufe der Dühringschen Forschertätigkeit entscheidenden Wandlungen unterworfen gewesen. Nicht diese zu verfolgen ist hier der Ort, wo es nur darauf ankommt, zu zeigen, wie das soziale Moment als integrierender Bestandteil in den Gesamtaufbau der Volkswirtschaftslehre eingefügt ist. Denn die politisch-sozialen Folgerungen für die Beurteilung des menschlichen Gesellschaftslebens bilden einen besonderen für sich zu betrachtenden Teil der Dühringschen Gedankenwelt und sind übrigens von Friedländer in dem Buche »Die vier Hauptrichtungen der modernen sozialen Bewegung«, II. Teil (1901), behandelt worden. Wohl aber soll gezeigt werden, daß die Idee des Gegensatzes des theoretischen und sozialen Momentes im Gesamtzusammenhange der Volkswirtschaftslehre von Anfang an von Dühring erkannt worden ist.

Die ursprüngliche Formulierung des Dühringschen Wertgesetzes im Anschlusse an die Careysche Wertlehre findet sich in der 1866 erschienenen »Kritischen Grundlegung der Volkswirtschaftslehre«, einem an neuen Ideen und an treffenden und anerkennenden — über Friedrich List z. B. ist seit Dühring wenig Besseres und Treffenderes gesagt worden! — Urteilen über die Entwicklung der voraufgehenden Volkswirtschaftslehren überreichen Werke, das seit Adam Smiths umspannender Konzeption vielleicht nicht seinesgleichen gehabt hat. Obwohl die hier der Wertlehre in einem ausführlichen Kapitel gewidmeten Betrachtungen auf dem Boden der reinen Theorie stehen, finden wir in einigen Abschweifungen und in dem die Wechselverhältnisse von Hervorbringung, Verteilung und Verbrauch behandelnden Abschnitte Hinweise genug, die es deutlich erkennen lassen, daß Dühring sich schon damals über die Wichtigkeit der Trennung des theoretischen von dem sozialen, des Produktions- von dem Verteilungsmomente völlig klar gewesen ist. Was hier noch fehlt, ist die Entwicklung der Gedanken, die die Eingliederung dieser Zweiteilung in den systematischen Aufbau der wissenschaftlichen Wirtschaftslehre begründen, die das theoretische und das soziale Moment als durchgehende Erklärungsprinzipien aller Wirtschaftstatsachen vindizieren, die zeigen, wie die Erklärung mit Hilfe nur des einen Gesichtspunktes ohne den anderen für jegliche Wirtschaftstatsache unbedingt einseitig und unzureichend sein muß.

Aber gerade diese Stellen der frühesten systematischen Arbeit Dührings zeigen, in welchem Maße die Unterscheidung des rein theoretischen von dem sozialen Momente durchaus wissenschaftlich und keineswegs »politisch« gedacht ist. Wenn es z. B. S. 126 heißt: »Doch könnte vielleicht die Macht, mit welcher jedes Individuum seine Herrschaft über das in seinem Besitze Befindliche ausübt, von Einfluß und etwa gar selbst ein Wertprinzip sein. Die Geltendmachung der bloßen Macht, den Austausch unter gewissen Bedingungen zu versagen oder ihn gar positiv zu erzwingen, könnte doch schließlich ein sehr erheblicher Faktor der Gestaltung sein«, so ist das zwar nicht bloß eine Einschränkung des Geltungsbereiches einer Werttheorie, wie man sie jeder solchen hinzugefügt findet und wie insbesondere in neuen Lehren auf die Kartellierungsbestrebungen als auf einen den freien Wettbewerb und damit die natürliche Wertbildung modifizierenden Faktor hingewiesen zu werden pflegt; es wird aber auch kein billig Urteilender in solchen Worten ein sozialistisch gefärbtes Verdikt gegen politisch gewonnene Macht und Übermacht erblicken. Es ist nichts, als das Bewußtsein, das ökonomische Denken von der für eine wissenschaftliche Erfassung unentbehrlichen Theorie und Abstraktion zur lebenden Wirklichkeit überleiten zu müssen und damit — neben dem rein theoretischen — einen zweiten — historisch-sozialen Maßstab für das Wirtschaftsleben zu gewinnen [1]. Eine so gewaltsame contradictio in adjecto, wie sie Weyermann-Schönitz in ihrer sogenannten Konkretisierung des homo oeconomicus geliefert haben, lag dem kraftvollen Denken eines Dühring natürlich völlig fern — welch' schlimmes Zeichen für den Stand theoretischen Denkens unserer Zeit, den grundlegenden Abstraktionsbegriff der Nationalökonomie, den homo oeconomicus, dessen Notwendigkeit von anderen Autoren sogar überhaupt geleugnet wird, womit der Begriff einer reinen Theorie der Nationalökonomie einfach fällt, »konkretisieren« zu wollen! Wohl kann man den modernen Wirtschaftsmenschen analysieren und in seinen besonderen Zügen erfassen; was aber hat das mit dem Abstraktionsbegriff des homo oeconomicus zu tun, wenn man nicht auch diesen Begriff verwaschen und zweideutig machen will, wie so viele Grundbegriffe unserer Wissenschaft? Dühring stellte mit den hier nur angedeuteten Gedanken vielmehr neben das theoretische Prinzip klar und fest das historisch-soziale, um einen prinzipiellen Maßstab

[1]) In den späteren Dühringschen Werken nimmt allerdings das »politische« Moment eine wesentlich schärfere Fassung an.

zur Beurteilung der wirtschaftlichen Wirklichkeit an die Hand zu geben. Und wenn Dühring in diesem Zusammenhange von einer »Räuberpolitik« spricht, so ist das nichts als ein Hinweis auf die historische Entstehung gewisser Ausbeutungsformen, deren Leugnung nur dem für historische Zusammenhänge mit Blindheit Geschlagenen gestattet sein kann.

Es gibt, heißt es bei Dühring weiter, für die Erfassung des Wertes nur zwei mögliche Fälle: »entweder ist ein Gewinn Wirkung der Macht und daher bloße Aneignung, oder er ist das Äquivalent für eine ihm entsprechende Leistung. Nur im letzteren Falle handelt es sich um Wertschätzung. Man wird jene beiden Gesichtspunkte wohl nebeneinander, aber nie füreinander brauchen können. Was man auf die eine Art erklärt, wird man nie zugleich unter die andere Rubrik bringen können. Wir haben uns daher zu hüten, die aus der Zusammenwirkung verschiedener Ursachen entstandenen Preise ausschließlich auf einen einzigen Grund zurückführen zu wollen. Das exakte Zergliedern der Wirklichkeit erfordert, beide Erklärungsprinzipe heranzuziehen und nicht alles aus einer Wurzel erklären zu wollen. Tatsächlich existiert nun einmal noch eine andere Preisursache als die rein wirtschaftlich und nach dem Grundsatze der Gleichheit bemessene Wertschätzung. Dieser Umstand ist jedoch kein Hindernis einer strengen Werttheorie. Vielmehr lernen wir gerade erst aus der letzteren, was in dem Preise als Folge der Wertschätzuug und was als die Wirkung der einseitigen Ausübung der Macht anzusehen ist«. Beide Prinzipien zu vermischen oder zu verwechseln, heißt den Kompaß der Bewegung mit der Bewegung selbst verwechseln. An späterer Stelle weist Dühring (S. 212ff.) noch deutlicher auf die Notwendigkeit der klaren Scheidung beider Gesichtspunkte hin, die allerdings in ihren Wechselbeziehungen zu betrachten sind, um der Wirklichkeit und ihren Triebkräften nahe zu kommen; man müsse die Gesetze der Produktion zunächst in ihrer relativen Selbständigkeit darstellen und dann die mehr sozialen Ursachen der Verteilung folgen lassen; aber doch stets werden »die Wechselbeziehungen zwischen diesen relativ gesonderten Sphären gerade das Thema der fruchtbarsten und am wenigsten trivialen Einsichten bilden«. Dennoch ist nie zu vergessen, daß der Wertbegriff z. B. (wie jeder andere Begriff der Wirtschaftstheorie!) zunächst von jeder Verteilungsvorstellung unabhängig zu bestimmen ist; der Wert ist keine Vorstellung, welche die Konzeption des Tausches oder überhaupt des Austauschens voraussetzt. Die Deutung des

Wertes, wie noch zu zeigen ist, beruht nach Dühring auf den Begriffen des Bedürfnisses, der Arbeit (später wirtschaftlichen Kraft) und der Unterschiede in der Befriedigung von Bedürfnissen infolge der Seltenheit, Begriffen, die keine Mehrheit von wirtschaftenden Subjekten voraussetzen, daher die Abstraktion von der Tatsache der Verteilung zulassen. Hier haben wir das analytische Moment der Dühringschen Ideenentwicklung; die Synthese beider Gesichtspunkte als einander ergänzender Wertprinzipe findet sich in voller Klarheit erst in der späteren Auflage des »Cursus der National- und Sozialökonomie«, wo beide Prinzipe unter dem gemeinsamen Begriffe des Erlangungswiderstandes als dessen getrennte Ursachen zusammengehalten werden. Hier und an anderen Stellen, wie in der »Kritischen Geschichte der Nationalökonomie«, finden wir die Zweiteilung des theoretischen, naturgesetzlichen und des sozialen Elementes als den Kompaß für die Durchdringung aller wissenschaftlich behandelter Wirtschaftsprobleme. Nicht mehr der Hinweis auf die Möglichkeit des Nebeneinander von Produktion und Verteilung, nicht mehr die Überzeugung, daß die Erfassung der Wirklichkeit die Beachtung der Besonderheit des Verteilungsmomentes zur unbedingten Notwendigkeit macht, gibt hier den Ausschlag, sondern wir stehen vor einer systematischen Klarheit, die in dem Produktions- und Verteilungsmomente, in der theoretischen und historisch-sozialen Betrachtung die beiden Faktoren erblickt, die, zu gleichen Teilen und gleichwertig angewandt, allein eine umfassende Erkenntnis des Wirtschaftslebens vermitteln können. Zu einer völlig befriedigenden Theorie der Wirtschaftswissenschaft (Theorie hier in einem weiteren Sinne gebraucht) oder zu einem Gesamtsysteme führt nur die Verfolgung dieses doppelten Weges der Forschung.

In vielem fußt Dühring auf Carey; in diesem systematischen Punkte jedoch geht er über seinen Meister hinaus. Es ist ein Dokument edler Dankbarkeit und Bescheidenheit, das wir gegenüber manchen Maßlosigkeiten des Dühringschen Urteils, aus wohlbegründeter Verbitterung geboren, besonders erwähnen, wenn er selbst in diesem Punkte, der das systembildende Element der Dühringschen Leistung, wirklich seine eigenste Schöpfung, bildet, dem Meister Carey seinen Dank zollt; wenigstens einen ersten Schritt zur vollständigen Auffassung der Erscheinungen habe dieser dadurch vorbereitet, daß er die günstigen Wirkungen des Zollschutzes, die ihm mit dem Tarife von 1842 hervorzutreten scheinen, zum Ausgangspunkte von Untersuchungen machte, die schließlich

zu einer endgültigen Entscheidung führten (Geschichte S. 385); die Beachtung der Zollverhältnisse für die Beurteilung wirtschaftlicher Fragen sei ein Anfang dessen, dem aktiven Elemente der politisch-wirtschaftlichen Organisation die gebührende Bedeutung beizumessen. Doch gegenüber der umspannenden Weite der Dühringschen Auffassung von dem historisch-politisch-sozialen Elemente ist die Careysche Idee noch nicht einmal ein erster Schritt, dem ja auch die Careysche Theorie von der Interessenharmonie zwischen Kapital und Arbeit entgegengestanden hätte. Gerade diese Lehre Careys zeigt klarer, als alles andere, an welcher Stelle und inwieweit Dühring in den allgemeinen Grundlagen über seinen Meister hinausgegangen ist. Denn die Careysche Lehre von der Interessenharmonie zwischen Kapital und Arbeit, die bekanntlich in einem allgemeinen Systeme von Harmonie und Frieden bei Bastiat ihren Niederschlag gefunden hat, beruht auf dem Gedanken, daß der Anteil des Arbeiters am Produkte mit demjenigen des Kapitalisten parallel steige, daß die Arbeit dadurch einen immer steigenden Anteil erhalte, daß sie nicht nur mit immer erfolgreicheren Mitteln tätig ist, sondern auch selbst dazu gelangt, immer mehr in den Besitz der stets reichlicher und billiger produzierten Werkzeuge und Zurüstungen, d. h. selbst in den Besitz von Kapital kommt. Nach Dührings eigener Kritik ist diese Ableitung nur dann zu begreifen, wenn man in ihr eine Abstandnahme von den besonderen sozialen Voraussetzungen des politischen Wirtschaftsrechts erkennt und in der fraglichen Aufstellung nur ein rein technisches Produktionsgesetz sieht. Carey hat in der Tat in den Störungen der reinen Produktionsgesetze und der zugehörigen harmonischen Verteilung in Krieg, Raub und Vergewaltigung aller Art nur Abnormitäten erblickt und sie als solche abgesondert behandelt, die nur auszumerzen seien, um die Freiheit und Harmonie der wirtschaftlichen Entwicklung zu sichern.

Mit Recht rühmt sich also Dühring, diese unklaren Ansätze auf eine feste Basis erhoben und zur Grundlage eines neuen Forschungssystems gemacht zu haben. Es ist daher nicht recht zu verstehen, warum Oppenheimer, der sonst Dühring gewissermaßen als einen seiner Vorläufer anerkennt, diesem abstreitet, daß er die Bedeutung der politischen »Machtpositionen« voll und klar, im besonderen auch für die Wertlehre, erkannt habe, und ihm nur zugesteht, sie in »der blassesten Form« zum Ausdruck gebracht zu haben.

III. Das subjektive Bedürfnis als primäre Wertschätzungsursache.

Den Kern der Dühringschen Wertlehre, so wie sie bis zur letzten Formulierung im Cursus aufrecht erhalten wurde, macht es aus, die Geltung einer Ware aus dem Gegensatze der Überwindung der Erlangungsschwierigkeiten und den Bedürfnissen abzuleiten und das Widerspiel von Erlangungsschwierigkeiten und Bedürfnissen vom reinen Produktions- sowie vom Verteilungsstandpunkte nachzuweisen. Wir haben uns bemüht, die systematische Bedeutung des Gegensatzes der reinen Theorie und der historisch-politisch-sozialen Betrachtung für die Dühringsche Volkswirtschaftslehre klar zu legen. Die Eingliederung der Wertlehre in diesen Bau ist nur eins der Spezialprobleme, die dieser für das gesamte Gebiet der Volkswirtschaftslehre geltenden Systematisierung unterliegen, sie stellt aber für die Dühringsche Werttheorie erst den letzten, entscheidenden, für ihren Schöpfer am meisten charakteristischen Schritt dar, der, wie erwähnt, in den früheren Formulierungen nur erst angedeutet, wenn auch schon als bedeutungsvoll erkannt worden war und erst das Schlußglied in der ganzen Gedankenkette Dührings hinsichtlich der Wertlehre bildet. Wie das Moment dieser Eingliederung in das »sozialitäre« System den letzten Schritt auf diesem Wege bedeutet, so erscheint es auch im Cursus (3. Aufl.) allzu einseitig in den Vordergrund gestellt; was sonst auf dem Wege der Dühringschen Wertanalyse lag, erscheint hier nur noch in Andeutungen. Doch sind die voraufgegangenen, in der »Grundlegung« eingehend erörterten Gedanken für die Gesamtgestaltung zu wichtig, um übersehen zu werden. Zeigt der Cursus in der letzten Auflage nur noch das Ergebnis, so finden wir dort die Entwicklung der Wertlehre; das Ergebnis muß einseitig erscheinen, kennt man nicht die Zwischenglieder, die zu ihm führten.

Dieser erste Schritt ist das Problem der Wertschätzung, die rein theoretische Erfassung der Wertschätzung, wie sie für den einzelnen, der einem Gute gegenübersteht, in Betracht kommt. Keineswegs nämlich führt die Notwendigkeit, die Wertlehre, wie in der letzten Formulierung geschehen, in dem Maße zu weiten und umfassend zu gestalten, daß die Wirklichkeit unter allen historischen Bedingungen in sie einzugehen vermag, dazu, die Möglichkeit zu leugnen, die Elemente des Wertproblems auf rein theoretischem Wege zu erklären. Auch im Cursus spricht Dühring noch

von den allgemeinsten Formen des Wertes, deren Entwicklung die Abstraktion von den Verteilungstatsachen erfordert.

Und wenn auch Dühring, wie wir zeigen werden, seinem ursprünglichen theoretischen Grundschema des Wertes als gleichberechtigten Teil der Wertlehre das Erklärungsprinzip der sozialen Hindernisse, in denen mehr, als ein unerheblicher Reibungswiderstand zu erblicken ist, anfügt, und damit die Deutung der Wertschätzungen, die als Grundlage für die Preise dienen, der Tatsache anpaßt, daß eine wirtschaftliche Wertschätzung, ohne unwirklich zu bleiben, nur Sinn unter Berücksichtigung der sozialen Verfassung hat, so verliert er doch keineswegs die Notwendigkeit aus den Augen, die Elemente, die natürlichen und ursprünglichen, die allgemeinsten Wurzeln der Wertschätzung unter Abstraktion von den Verteilungstatsachen zu untersuchen[1]). Ganz unzweideutig hat sich Dühring an verschiedenen Stellen über die Notwendigkeit abstrakter Denkschemen ausgesprochen. So erkennt er in dem laisser aller-Schema eine zum ökonomischen Denken notwendige Voraussetzung; so fordert er für die letzte Form der Wissenschaft eine Art Spekulation, die darin besteht, die Verhältnisse durch das Zurückgreifen auf ein Schema, wie das des einsamen Robinson, zu vereinfachen, um so die innere logische Notwendigkeit der Gestaltungen einzusehen, eine Ansicht, die besonders bei dem Sozialisten Engels viel billigen Spott gefunden hat, natürlich, da sie dem Schema der materialistischen Dialektik zuwiderläuft. Dühring gibt daher der Hume-Smithschen Methode, von den kreuzenden Einflüssen der speziellen Gesetzgebung abzusehen und sich eine universelle, im freien Verkehre befindliche Wirtschaftsgesellschaft zu denken, als für die Schlußmöglichkeiten von großer Tragweite recht und fordert statt ihrer Vernachlässigung nur noch ihre radikalere Gestaltung. Wenn Dühring, wie für alle wirtschaftlichen Probleme, so auch für die Wertlehre, immer wieder aufs schärfste die Notwendigkeit, beide, den Produktions- und den Verteilungsgesichtspunkt, zu beachten, hervorhebt, wenn er vom Werte sagt, daß die Verfolgung der Ursachen der Geltung bis zu dem Punkte, wo der Verkehr selbst noch nicht in Frage steht, sich von einer solchen Allgemeinheit zeige, daß sie ohne nähere Spezialisierung die Erscheinung der tatsächlichen Werte nicht zureichend zu erklären vermöge, so betont er damit

---

[1]) Das unterscheidet Dühring von denjenigen Forschern, die, weil sie, wie G. v. Schmoller (Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, II, Seite 113), den Einfluß historischer und sozialer Kräfte auf die Wertgestaltung richtig erkannt haben, den theoretischen Kern der Wertlehre zu gering veranschlagen.

nur seine Überzeugung von der Notwendigkeit der Synthese beider Betrachtungsreihen und der Zweckmäßigkeit, der endgültigen Erörterung den wirklichen Zustand der Dinge zugrunde zu legen. Gleichzeitig aber deutet er gerade durch derartige Hinweise auf die Möglichkeit hin, das allgemeine Wesen der Erscheinung für sich zu untersuchen; demgegenüber dient die Heranziehung des Verteilungszwanges dazu, die jeweilig besondere Gestaltung der Geltung zu erklären, die eben mit der sozialen Verfassung wechselt, während der eigentliche ökonomische Wert nur ein der Natur gegenüber bemessener Produktionswert sein kann. — Ein Verteilungszwang ist möglich, sobald der einzelne nicht mehr den Hilfsquellen der Natur frei gegenübersteht; mit dieser Tatsache, die in dem Austausche ihre regelmäßige Form des wirtschaftlichen Verkehrs findet, wird daher die Hereinziehung des Verteilungsmomentes nötig. Das Denkschema für die Werterklärung ohne Verteilungszwang ist das des tauschlosen Zustandes des isolierten Menschen. Tritt der Verteilungszwang hinzu, dann wird in die Wertlehre gleichzeitig die Berücksichtigung der besonderen Gestaltung, die Wertbildung auf Grund der sozialen Verfassung einbezogen, die die ursprünglichen Wertschätzungen auf dem Boden der Wirklichkeit modifiziert. Hier entscheidet sich endgültig, ob es im besonderen Falle zu einer Nachfrage kommt; erst an dritter Stelle, wenn über das Zustandekommen der einzelnen Wertschätzung, d. h. in der Summe über die Nachfrage, entschieden ist, wird das Angebot- und Nachfrageverhältnis im Verkehr, im Austausche zur Erklärung der Preisschwankungen der auf Grund der vorhandenen Angebots- und Nachfrageverhältnisse zustande gekommenen wirklichen Preise, des Spieles der Preisverhältnisse geprüft. Die ersten beiden Stufen liefern die Erklärung der Wertschätzungen als ursprünglicher Grundlagen des Preises, die erste dem allgemeinen Wesen, die zweite der besonderen Gestaltung nach; die dritte Stufe führt zu der Verwirklichung der Wertschätzungen im Preise, zur Erklärung der Schwankungen des Marktes. Die innere logische Struktur des ganzen Preisgestaltungsvorganges ist in der ersten Stufe aufzudecken. Sie findet bei Dühring in der »Grundlegung«, der ersten systematischen Schrift, daher die eingehendste Darstellung, der wir jetzt in wichtige Einzelheiten zu folgen haben.

Die Wertvergleichung und Wertschätzung des isolierten Subjektes ohne die für das Wertproblem an sich zufälligen Ideen des Tausches und ohne das soziale Moment der Verteilung steht also

jetzt allein in Frage. Die Gedanken Dührings in dieser Frage sind in Hinsicht auf die Entwicklung der Wertlehre von der alten rein objektiven zur subjektiven Theorie vielleicht die heute am meisten interessierenden der ganzen Dühringschen Werttheorie. Dühring hat in ihnen in noch höherem Maße als Carey, dessen »Überwindung der Erlangungshindernisse« auch bereits über die Werterklärung aus den Eigenschaften der Dinge, aus der Vergegenständlichung der Arbeit zu Produkten, hinausführt, ein bisher unbeachtet gebliebenes Zwischenglied zwischen den beiden Endpunkten der Werttheorie, wie sie sich bis heute entwickelt hat, geschaffen.

Zunächst unterscheidet er zwischen dem Wertinhalte, der übergeordneten Idee des Wertes, die aus dem wirtschaftlichen Erfolge abgeleitet wird, und den Ursachen der Wertschätzung. Die zweite Frage soll zuerst untersucht werden.

Sie stellt die eingehende Analyse des Begriffes der Wertschätzung nach dem reinen Produktionsstandpunkte, d. h. nach den Schwierigkeiten der Erlangung, die aus den natürlichen Hemmungen hervorgehen, dar. Da aber den begehrten Dingen die Bedürfnisse der Menschen gegenüberstehen, bleibt Dühring nicht bei dem Momente der Erlangungsschwierigkeiten stehen, sondern führt darin vor allem über Carey hinaus, daß er auch die andere Seite der Gleichung, d.h. die Bedürfnisse einer eingehenden Untersuchung unterzieht. So kommt er dahin, im ganzen drei Schätzungsmomente als Ursachen der Wertschätzung zu entwickeln, die Bedürfnisse, die Arbeit, d. h. die Tätigkeit zur Überwindung der Erlangungshindernisse (subjektive Beschaffungstätigkeit) und die von seiten der Natur beschränkte Quantität der Dinge. An der Spitze steht das Moment der Bedürfnisse. Auch Carey nimmt zum Ausgangspunkte seines Wertschätzungsprinzips die Bedürfnisse; denn Anstrengungen zur Erlangung eines Gegenstandes werden nur gemacht, wo ein Bedürfnis nach ihm besteht; es ist das bei ihm aber nur eine stillschweigende Voraussetzung der Wertschätzung, während erst Dühring die Bedürfnisse in ihrem Einfluß auf die Wertschätzung fester ins Auge fast. Er ist der erste, der die klare und eindeutige Frage aufwirft: Kann das menschliche Bedürfnis an sich selbst und unabhängig von anderen Gründen der Wertschätzung den Begriff des wirtschaftlichen Wertes begründen? (Gr., S. 122). Auch Macleod hatte schon den Grad des Bedürfnisses als für die Höhe der Wertschätzung entscheidend angesehen; der Durstige schätzt nach ihm das Wasser anders, als derjenige, der

vom vollen Mahle kommt; aber hier wirkt der objektiv vorhandene Mangel des Angebots doch ebenso entschieden wie der subjektive Grad des Bedürfnisses. Dühring aber will das Bedürfnis in seiner Rolle als Moment der Wertschätzung völlig isolieren; er will zeigen, daß schon die Logik der menschlichen Bedürfnisse allein genügt, um in gewissen Fällen ein vollständiges Urteil über den Wert zu ermöglichen. Und er gelangt dazu, von dem subjektiven Prinzipe der Wertschätzung, d. h. denjenigen Ursachen der Wertbestimmung, die in dem menschlichen Subjekte ihren Grund haben, den Bedürfnissen und dem Kraftaufwande zur Erlangung, jenen die Priorität einzuräumen. »Zuerst heißt es: was brauche ich; und alsdann: wie kann ich mir das Nötigste am leichtesten verschaffen«.

Wir kommen hierauf zurück. Zunächst verweilen wir bei dem Falle, in dem das menschliche Bedürfnis allein ein vollständiges Urteil über den Wert ermöglicht. Er findet in folgendem Schema seinen Ausdruck: Es wird ein isoliertes Einzelwesen gedacht, das einer Natur gegenübersteht, von der es möglicherweise seine Befriedigungsmittel ohne den geringsten Müheaufwand erhält; denn das Hände-Ausstrecken und einige-Schritte-Tun, um die Früchte usw. in Empfang zu nehmen, die die Natur liefert, kann man eben so wenig als Arbeitsleistungen veranschlagen, wie die natürlichen Verrichtungen des täglichen Lebens. Um den Fall noch wirklicher zu gestalten, wird angenommen, daß dieses Wesen im Winter, wie die Ameise, die von den gesammelten Vorräten lebt, Vorräte von Sommererzeugnissen übrig hat, die so groß sind, daß einzelne Teile davon zum Leben nicht absolut notwendig sind, deren Verzehr ihm aber einen verschiedenartigen Genuß gewährt. Wörtlich fährt Dühring fort (S. 124): »Unser Besitzer komme nun in die Lage, auf einzelne Bestandteile verzichten zu müssen, sei es, weil er nicht imstande ist, sie sämtlich aufzubewahren, vor Verderbnis zu schützen oder mit sich weg zu führen. Er wird alsdann die Wahl haben, und bei seiner Wahl wird das Bedürfnis oder der Geschmack entscheiden, sobald andere Ursachen der Wertschätzung nicht in Rechnung zu bringen sind. Nun nehme man entweder an, daß die Mühe der Beschaffung der verschiedenen fraglichen Dinge zu gering sei, um berücksichtigt zu werden, oder daß sie sich bei den verschiedenen Sorten, zwischen denen die Auswahl zu treffen ist, für die vorhandenen Mengen ganz gleich gestellt haben und daher weder in der einen noch in der anderen Richtung einen Vorzug begründen können, oder man setzte etwa voraus, daß sich die ganze Wertschätzung nur auf den Winter bezieht, in

welchem ein Ersatz gar nicht zu denken ist, so wird in allen drei Fällen die Art und Menge des subjektiven Bedürfnisses den Ausschlag geben. Der an sich vorzüglichere Genuß wird unter übrigens gleichen Umständen vorgezogen werden. Der Verzicht wird sich dagegen auf das richten, was weniger angenehm ist. Hierzu kann noch die Rücksicht auf die Maßverhältnisse der Bedürfnisse kommen. Eine eigentliche Abwägung und Gleichsetzung wird aber dadurch zustande kommen, daß zwei Arten von Befriedigungsmitteln zu denselben oder ähnlichen Zwecken konkurrieren. Dann kann eine gewisse Quantität von dem einen etwa eine eben solche Befriedigungskraft, wie eine größere Quantität von dem anderen haben, und man wird alsdann der Einheit des letzteren einen geringeren Wert beimessen.« Und im Austausche lautet das Schema:

»A und B besitzen verschiedene Quantitäten verschiedener Dinge, die, unserer Voraussetzung zufolge, keine weiteren wesentlichen Eigenschaften haben, als bestimmte menschliche Bedürfnisse in bestimmtem Grade zu befriedigen. Hiermit ist denn also ausgeschlossen, daß die Herstellungsarbeit in Betracht komme, sei es nun, daß eine solche überhaupt nicht vorhanden gewesen, oder daß sie sich auf beiden Seiten gleichstelle und mithin aus der Wertschätzung von selbst eliminiere. In beiden Fällen wird jeder der zum Austausche geneigten Teile nur seinen Genuß in Anschlag bringen. . . . Bei der Zergliederung dieses Tauschfalles ist besondere Aufmerksamkeit auf den Umstand zu richten, daß der Regel nach nur der Überfluß ausgetauscht und daher die beiderseitige Erwägung den eigenen Verzicht auf die weggegebenen Dinge gar nicht in Rechnung zieht«, so daß die Frage schließlich lautet: »Was sind dir meine Dinge und was mir deine? Aus der Vergleichung dieser beiden Beziehungen bestimmt sich das Verhältnis der Menge, in welchem die Gegenstände ausgetauscht werden.«

Hier entscheidet über die Wertschätzung also allein die Frage, was ein Gegenstand dem Bedürfnisse gegenüber sei. Der Wert ist also in diesem Falle ein subjektiver Wert, wie ihn anders die subjektive Wertlehre auch nicht zu entwickeln vermag. Die Rangordnung der Werte richtet sich einzig und allein nach der Rangordnung der Bedürfnisse. Der angeführte Satz enthält das ursprüngliche Denkschema der subjektivistischen Theorie. Er bringt es klar zum Ausdrucke, daß die Stellung des angenommenen Individuums den Gütern gegenüber von der Wohlfahrts-

förderung abhängt, die es im Hinblicke auf seine Bedürfnisse von ihnen zu erwarten hat. Der Ursprung des elementaren subjektiven Wertes ist hier unzweideutig in dem Interesse nachgewiesen, daß die Menschen an den Gütern als den Mitteln ihrer Bedürfnisbefriedigung haben. Die Beziehungen zu den Gütern sind vermittelt durch das größere oder geringere Behagen, daß die Menschen an ihrem Besitze oder Gebrauche haben, d. h. durch den Nutzen, den sie ihnen gewähren. Dabei ist die Fähigkeit der Güter, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, d. h. ihre Eigenschaften (objektiver Gebrauchswert), die Voraussetzung der Wertschätzung; unmittelbare Ursache aber ist das subjektive Bedürfnis, das über die Geeignetheit entscheidet und so den Wert begründet. Wie Schäffle schon 1862 zwischen der Brauchbarkeit des Gutes und seiner Bedeutung für das bedürfende Subjekt unterscheidet und diese allein für den Wert des Gutes maßgebend sein läßt, so hebt hier Dühring den Gegensatz der sachlichen Eigenschaften und der Beziehungen des Subjektes zu ihnen hervor. Dieselben konkreten Voraussetzungen, die die österreichische Lehre zur Wertbestimmung (ursprünglich von der Vermehrungsmöglichkeit der geschätzten Dinge abgesehen!) annimmt, die Bedürfnisse des Schätzenden und die Menge der zu schätzenden Dinge sind für Dühring entscheidend. Bei ihm liegt der Fall so, daß ein Überschuß an Vorräten vorhanden ist. Diesen Vorräten tritt die Rangordnung der Bedürfnisse regulierend gegenüber; mehrere Sorten können das Bedürfnis befriedigen; »der an sich vorzüglichere Genuß wird unter übrigens gleichen Umständen vorgezogen werden; der Verzicht wird sich dagegen auf das richten, was weniger angenehm ist«.

Wie sehr Dühring das Moment der Bedürfnisse in den Vordergrund rückt, geht noch aus einer anderen Stelle hervor, in der er davon spricht (S. 132), daß man sich sehr wohl einen Zustand denken könne, in welchem die Bedürfnisse ohne Rücksicht auf Arbeit das Maß der Wertschätzung abgeben. In diesen Gedankengängen haben wir im Hinblicke auf die Dogmengeschichte der Wertlehre die auch den übrigen Einwänden Dührings gegenüber, die er der bisherigen Werttheorie entgegenhielt, ausgeprägteste, weitestgehende Abkehr von der objektiven Wertlehre vor uns. Aber nirgends bisher ist in einer Darstellung der Entwicklung der Wertlehre davon etwas zu lesen, daß Eugen Dühring einer der ersten Begründer der subjektiven Betrachtungsweise zur Erklärung des Wertes gewesen ist.

Besonders aus der Formulierung: »Was sind dir meine Dinge und was mir deine?« wird der Sinn der Wertbestimmung als der Bedeutung der Dinge für das Subjekt klar. Der subjektive Charakter dieses Werterklärungsprinzipes wird ferner darin zum Ausdrucke gebracht, daß es den Überfluß von Produkten in Händen dessen, der es im Tausch abzugeben gedenkt, ohne Wert setzt, daß »der Verzicht auf die weggegebenen Dinge — es sei denn als Kostenfaktor — gar nicht in Berechnung gezogen wird«. Und bekanntlich ist diese Fassung der Bedeutung der Dinge für das Subjekt das entscheidende Kriterium für die Verdrängung der älteren objektiven durch die neue subjektive Wertlehre geworden.

Es erhebt sich hier die Frage, ob die Erkenntnis der großen Bedeutung dieses Gedankens für die Werttheorie, die nach dem Gesagten Dühring kaum abzustreiten ist, als eine unabhängige wissenschaftliche Leistung Dührings anzusehen ist. Denn bekanntlich fand sie bereits kurz vorher bei Schäffle ihren deutlichen Ausdruck, und zwar mehr noch als bei Dühring als eines grundlegenden und vor allem (im Gegensatze zu Dühring) einzigen Wertprinzipes (vgl. Schäffle, »Die ethische Seite der nationalökonomischen Lehre vom Werte« 1862), der unter Wert die subjektiven Beziehungen zwischen Personen und unpersönlichen Außendingen oder »die Bedeutung, welche das Gut vermöge seiner Brauchbarkeit für das ökonomische Zweckbewußtsein des Subjektes hat«, verstand. Gegen eine Abhängigkeit Dührings in diesem Punkte spricht aber schon jeder Satz der Dühringschen Formulierung. Sie hat ihren Ausgangspunkt in der Careyschen Lehre, und der bei Carey noch vorhandene unvereinbare Antagonismus von Wert und Bedürfnis wird ihm zum Angriffspunkte. Wie Dühring in dem Widerspiele von Bedürfnis und der gegebenen Möglichkeit seiner Befriedigung ein tiefgreifendes Element des Lebensantriebes erblickte, so mußte ihm für die hieraus entstehende Wertschätzung der Außendinge die Relation beider Glieder der eigentliche Kernpunkt der Wertlehre werden. So war von vornherein die Beziehung der Dinge auf die Bedürfnisse oder die Bedeutung der Güter für die Menschen in den Vordergrund gerückt, während noch Carey bei dem isolierten Umstande der Erlangungsschwierigkeiten und die vor ihm gar bei dem Kostenfaktor der Dinge selbst und ihren Eigenschaften stehen geblieben waren. Während aber Schäffle von ganz neuen Gesichtspunkten aus, von dem Begriffe der Ökonomie, von der nur dort zu reden sei, »wo in bewußtem

Schaffen die Außenwelt zum Mittel menschlicher Zwecke bestimmt wird«, her zu den Beziehungen der Dinge zu den Personen, zu der Bedeutung der Dinge für das Subjekt, gelangte, während bei ihm also jede Anknüpfung an die ältere Lehre fehlt, fügt Dühring organisch an das Vorgefundene von Adam Smith an bis Carey, in dessen Lehre er neue Entwicklungsmöglichkeiten erkannte, das neue Glied, das bis dahin vernachlässigt war. Smith gab der Lehre vom Werte die unvergängliche Grundlage, daß nämlich vor allem Austausche, vor allem Verkehre natürliche Gründe der Wertschätzung vorhanden sein müßten. Die Produktionskosten, die Arbeit geben den Dingen die dem Menschen wertvollen Eigenschaften. Carey stellte sich dagegen auf den Standpunkt derer, die, den vorhandenen Gegenständen gegenüberstehend, den Wert von den Reproduktionskosten, den gegenwärtigen Beschaffungskosten herleiten. Dühring geht von dem gleichen Gesichtspunkt aus, stellt aber das Moment der Bedürfnisse, der Abschätzung der Bedeutung der Dinge, in die Rechnung ein und kommt so auf anderem, dogmengeschichtlich fast interessanterem Wege zu dem gleichen Resultate, wie Schäffle. Allerdings zeigt sich die Verschiedenheit des Weges in dem ganzen Ausbaue des Gefundenen. Schäffle, der in dem Zweckbewußtsein das große Prinzip der Wirtschaft gefunden hatte, kennt nun nur noch diese eine Idee für die Wertlehre; Dühring, der das Vorgefundene weiter entwickelt hatte, behält die bewährten Elemente älterer Lehren bei und spricht dem Neuen nur so viel Bedeutung zu, wie ihm als einzelnem Elemente des Ganzen zukommen konnte. Daher ist es sicher, daß, obwohl in dem angeführten Schema der Gedanke der Minderbewertung bei minder wichtigen Bedürfnissen die Grundrisse des späteren Grenznutzenschemas gegeben ist, der Schritt zu der Grenznutzenlehre von Schäffle ein geringerer war, als von Dühring. Um nämlich zur Grenznutzenlehre zu gelangen, mußten für eine Weile alle anderen Elemente aus der Wertlehre verschwinden, um so den Nutzen ganz zu isolieren. Es ist aber interessant, wie neue Ideen früh schon hier und dort erscheinen, ehe die Möglichkeit ihrer fertigen Ausbildung voll erkannt wird. Das Gossensche Gesetz, der Schäfflesche Gedanke des Zweckbewußtseins des Subjektes gegenüber den Dingen und die Dühringsche Bedürfnislehre sind drei Vorläufer der konsequenten subjektiven Wertlehre.

Das Bedürfnis spielt in jeder Wertschätzung — auch, wie gezeigt, nach Dühring — eine entscheidende Rolle. Seine grund-

sätzliche Bedeutung darzulegen, hat sich Dühring das angeführte Schema konstruiert, in dem die Vorräte vorhanden sind und nur eine Wahl über ihre Verwendung zu treffen war. Es ist häufig gesagt worden, daß man von »Wirtschaften« erst da reden könne, wo zur Beschaffung Kosten aufzuwenden sind. Das ist aber ein völlig verkehrter Standpunkt. In dem Dühringschen Beispiele besteht das Wirtschaften in der richtigen Auswahl, die die Bewertung zur Voraussetzung hat. Auch hier kommt es darauf an, den größtmöglichen Erfolg für die eigene Wohlfahrtsförderung zu erzielen, und die geringstmöglichen Kosten sinken hier bis auf Null herab. Ein Zustand, in dem die Dinge so liegen, ist denkbar, wenn auch praktisch so gut wie nie vorhanden. In der überwiegenden Wirklichkeit stehen den Bedürfnissen die Hindernisse der Erlangung dessen, was man erstrebt, gegenüber. Die menschlichen Triebe und Bedürfnisse haben ein Gegengewicht in der wirtschaftlichen Notwendigkeit. Dieses ökonomische Grundgesetz findet bei Dühring darin eine feine Vertiefung, daß er die Möglichkeit einer höheren und geschichtlich gesteigerten Lebensentwicklung unter die Voraussetzung dieses die menschlichen Kräfte entfachenden Hemmungsmomentes stellt (Cursus, S. 17). So hat die Wirtschaft zur Voraussetzung einen Widerstand, an dem der Mensch seine Kräfte messen und betätigen kann. Die Betätigung der Triebe und Leidenschaften hängt von der Überwindung der wirtschaftlichen Hemmungen ab: ein heilsames Grundgesetz der äußeren Natureinrichtung und der inneren Menschenbeschaffenheit.

Für den Wertbegriff resultiert daraus die zweite Wertschätzungsursache: die Überwindung der Erlangungshindernisse, die Beschaffungstätigkeit; zu dem Nutzen der Gegenstände für die Bedürfnisbefriedigung treten die Kosten der Beschaffung, die sich nach der Arbeit, die zur Erlangung notwendig ist, richten. Sie ist in der modernen Wirtschaft in Geld ausgedrückt, so daß wir das Moment der Beschaffungsmühe ganz allgemein als die Beschaffungskosten annehmen können. Aber auch, wo sie Berücksichtigung finden, steht den Bedürfnissen die Priorität zu; wodurch das andere Moment eine besondere Bedeutung erlangt, ist hauptsächlich der Umstand, daß sich die Kosten zu dem quantitativen Bestimmungsausdrucke des Wertes entwickeln. Mit diesem Momente der Überwindung der Erlangungsschwierigkeiten, des Arbeitsaufwandes, der Kosten ist der ursprünglich subjektive Standpunkt aber keineswegs völlig verlassen. Denn darüber, wo Arbeit und und welches Maß von Arbeit aufzuwenden ist, entscheidet zuletzt

der Grad des Bedürfnisses. Einmal wird Arbeit nur geleistet, wo ein Bedürfnis vorhanden ist; »weil man großen Wert auf die Erlangung gewisser Gegenstände legt, wendet man die nötige Arbeit an« (Gr., S. 133). An einer anderen Stelle heißt es: »Alle vom Menschen produzierten Werte sind es nicht direkt durch ein aufgewandtes Quantum von produktiver Tätigkeit, sondern durch den Umstand, daß in der Richtung auf die Befriedigung gewisser Bedürfnisse bestimmte Arbeitsgrößen erforderlich sind, um die gewünschten Gegenstände zu erlangen« (Gr., S. 238). Überall tritt also der Gegensatz einfacher technischer Produktion und wirtschaftlicher Güterbereitstellung hervor. Sodann wird das Maß der durch die Schwierigkeit der Erlangung bestimmten Arbeit für irgendeinen Gegenstand nur dann wirklich aufgewandt, wenn diese Mühe im Verhältnisse zu der Größe des Bedürfnisses steht; und nur die Arbeit, die Kosten werden verausgabt, die die Erlangung des Wichtigsten sichern; weniger Wichtiges wird dann nicht beschafft, wenn das Maß der Kosten den wirtschaftlichen Kräften des Bedürfenden nicht mehr entspricht; und über das Maß dieser Kräfte entscheidet die ursprüngliche Verteilung der materiellen und sozialen Macht natürlich im letzten Grunde in erheblicher Weise mit.

Noch von einem anderen Gesichtspunkte aus ist die Frage der Priorität der Bedürfnisse von Wichtigkeit. Nämlich noch in einem allgemeineren Sinne wirken die Bedürfnisse auf die Anwendung der Arbeit; sie bestimmen in der Gesellschaft die Verteilung der Arbeit auf die verschiedenen Produktionszweige, oder moderner gesprochen: die Nachfrage ist die Vorfrage für die Bestimmung des Angebots; der Konsum bestimmt die Produktion. Für den Wirtschaftskreislauf ist immer das Primäre das Vorhandensein einer gewissen Summe von Bedürfnissen, der eine gewisse Summe von Nachfrage entspricht; der Einwand, daß die Bedürfnisse unbegrenzt seien, erledigt sich dadurch, das für das Wirtschaftsproblem nur die wirksame, d. h. die kaufkräftige Nachfrage in Betracht kommt; die Konsumtion als konsumtive Kraft kommt nur als Vermögen oder Macht, Äquivalente für die zu verzehrenden Gegenstände zu schaffen, in Betracht. Dieser Priorität der Bedürfnisse gegenüber kommt der Konkurrenz im Angebote von Konsumtionsartikeln nur die Entscheidung darüber zu, in welcher Art und Weise sich die verschiedenen Absatzgrößen im Bereiche des ganzen Angebots verteilen. So kommt der Konsumtion als Ausdruck für die zu befriedigenden Bedürfnisse die Bedeutung

einer konsumtiven Kraft zu. Zwar kann die wirkliche Konsumtion niemals das augenblickliche Angebot überschreiten, so daß man geneigt ist, zu sagen, daß die Größe der Konsumtion von der jeweilig fertig vorhandenen Menge der Erzeugnisse abhängig sei. Allein man hat bei der konsumtiven Kraft nicht bloß an ihre tatsächliche Wirkung, sondern auch an das in ihr liegende Bestreben und die Tendenz zu denken; wirklich konsumieren und sich bestreben zu konsumieren, sind die beiden Funktionen, die zu unterscheiden sind. Und die zweite Funktion, die Tendenz, ist das treibende, lebendige Moment, das einen Druck oder einen Zug ausübt, »deren Spannung nicht eine wirkliche, oder vielmehr tatsächliche, sondern eine noch mangelnde, erst zukünftige Konsumtion andeutet«; sie schafft stets einen Überdruck, der das eigentliche vergrößernde Motiv der Produktion darstellt (S. 279). Auf diese Weise ergeben die konsumtiven Kräfte in ihrer Steigerung die Antriebe zur Erhöhung der produktiven Kräfte. Über dieser als konsumtive Kraft wirkenden Konsumtion hinaus ist allerdings der unproduktiven Konsumtion, derjenigen Konsumtion, die keine erneute Produktion anstrebt, sondern die feineren Kulturbedürfnisse betrifft, nicht zu vergessen; sie ist vielmehr das Ziel alles edleren menschlichen Strebens. — In welchen Formen übrigens die durch die menschlichen Bedürfnisse hervorgerufene Produktion in Funktion tritt, regelt sich lediglich nach dem Gesichtspunkte des ökonomischen Prinzips, dessen Ziel der größte Erfolg bei günstigsten Hervorbringungsbedingungen ist. Dem entspricht es, wenn sich die Anwendung produktiver Hilfsmittel lediglich darnach richtet, in welchem Maße diese dem zu erwartenden Erfolge entsprechen, so daß es nicht immer geboten ist, die technisch vollkommensten Hilfsmittel in Anwendung zu bringen, sofern ihre Kosten nämlich in einem ungünstigen Verhältnisse zu dem erstrebten Erfolge stehen. Was Carey vom Grund und Boden sagt, daß nämlich keineswegs, wie es nach dem Ricardoschen Schema sein müßte, der beste Boden zuerst in Angriff genommen wird, dehnt Dühring hiermit auf jede Anwendung wirtschaftlicher Tätigkeit aus.

Da Dühring also in der Befriedigung der subjektiven Bedürfnisse den Schwerpunkt aller Wirtschaft erkennt, ist es, was für die systematische Gliederung der Dühringschen Volkswirtschaftslehre von Bedeutung ist, nicht unwesentlich, hervorzuheben, daß er die Lehre von der Konsumtion — nicht als besonderes Glied

des ganzen Systems, sondern als Hinweis auf den Inhalt der zu erörternden Probleme — an den Anfang einer systematischen Volkswirtschaftslehre gestellt wissen will.

IV. Die Beschaffungskosten.

Den zweiten Faktor der (rein theoretisch erfaßten) Wertschätzung bildet in der Dühringschen Wertlehre das Moment der Überwindung der Erlangungsschwierigkeiten. Das rein subjektive Moment der Wertbestimmung allein nach den Bedürfnissen, nach der Bedürfnisbefriedigungskraft der Dinge für das Individuum, ihrer Bedeutung für das Subjekt, kann nach Dühring zwar der logischen Konstruktion nach der einzige Wertbestimmungsfaktor sein, jedoch nur in so gut wie völlig unwirklichen, nur theoretisch denkbaren Fällen. Die Beschaffungsmühe ist daher nicht auch ein Faktor, der zur Werterklärung führt, sondern er ist das ergänzende Gegenstück zum Bedürfnismomente; in der Wirklichkeit sind es diese beiden, die die Wertschätzung begründen.

Wenn Carey an die Stelle des Produktionskostenmaßes für den Wert das Maß der Reproduktionskosten setzt, damit die Aufwendungen bezeichnend, die nötig sind, um die Erlangungsschwierigkeiten zu überwinden, so ist in dieser neuen Wertformulierung mehr zu erblicken, als eine bloße geringfügige Verschiebung des Kostenelementes, vielmehr eine Beseitigung der Annahme, daß die Eigenschaften der Gegenstände, Kosten auf sich vereinigt zu haben, an sich für den Wert bestimmend seien.

Vergegenwärtigen wir uns kurz, um den Unterschied des Kosten- und des Beschaffungsmomentes klarzustellen, die Haltung der klassischen Lehre hinsichtlich dieses Punktes gegenüber dem Wertprobleme. Nach Smith ist der Wert einer Ware für denjenigen, der sie besitzt, sie aber nicht selbst zu gebrauchen oder zu verzehren, sondern gegen andere Waren auszutauschen gedenkt, gleich der Quantität Arbeit, welche er dafür kaufen kann oder die ihm dafür zu Gebote steht. Wörtlich heißt es bei Smith I, 5: »Der Wert oder Realpreis eines Dinges, dasjenige nämlich, was ein Ding dem, der es sich verschaffen will, wirklich kostet, ist die zu seiner Beschaffung erforderliche Mühe und Beschwerde. Was ein Ding demjenigen, der es sich verschafft hat und darüber verfügen oder es gegen etwas anderes vertauschen will, wirklich wert ist, das ist die Mühe und Beschwerde, welche er dadurch ersparen und anderen Leuten

aufhalsen kann. Was mit Geld oder Gütern erkauft wird, wird eben so durch Arbeit erkauft, wie das, was man durch eigene Mühe und Arbeit sich verschafft.« Aus diesem Satze wird es, was nach der Smithschen Ausdrucksweise ab und zu zweifelhaft sein könnte, völlig klar, daß »die zu seiner Beschaffung erforderliche Mühe und Beschwerde« der zu seiner Hervorbringung nötigen Mühe und Beschwerde, die eben durch Abwälzung auf andere erspart wird, gleichzusetzen ist, daß diese »Beschaffungskosten« also nicht mit der Careyschen zur Überwindung der Erlangungsschwierigkeiten erforderlichen Mühe identisch, sondern nichts anderes, als Hervorbringungskosten sind. Das wird unzweifelhaft durch den Satz im 6. Kapitel bei Smith, wo er den Kapitalgewinn noch von den den Wert bestimmenden Kosten ausschließt: »Bei diesem Stande der Dinge gehört das ganze Arbeitsprodukt dem Arbeiter, und die zur Beschaffung oder Hervorbringung einer Ware aufgewandte Quantität von Arbeit ist das einzige, was die Quantität von Arbeit bestimmen kann, welche man für jene Ware kaufen oder im Tausche erhalten kann«; oder durch den Satz, in dem er den Kapitalgewinn in die den Wert bestimmenden Kosten einbezieht und wo er ausdrücklich von dem dem Materiale vom Arbeiter hinzugefügten Werte spricht. Später spricht er von den auf die Erzeugung, Bereitung und Feilbietung verwandten Löhnen, Kapitalien, Renten usw. Die Kosten bei Adam Smith sind also durchaus Produktionskosten, die in das Produkt eingehenden und somit seinen Wert begründenden Herstellungskosten, wie vor allem auch das bekannte Beispiel des Jägervolkes zeigt: wenn in einem Jägervolke die Arbeit zur Erlegung eines Ebers gewöhnlich doppelt so groß ist, wie die zur Erlegung eines Hirsches, so müßte natürlich ein Eber für zwei Hirsche ausgetauscht werden, resp. diese wert sein.

Unzweifelhaft geht das, was Ricardo unter der Arbeit als Wertmaßstab versteht, aus dem Satze hervor, der an der Spitze seines den Wert behandelnden Kapitels steht: »Der Wert eines Gutes oder die Menge eines anderen, für welche jenes ausgetauscht wird, hängt von der zu seiner Produktion erforderlichen Arbeitsmenge ab und nicht von der größeren oder geringeren Vergütung, die für diese Arbeit gewährt wird.« Dieser Zusatz richtet sich bekanntlich gegen Smith, der die Arbeit als Wertmaßstab im Arbeitslohne konkretisiert hatte. Ist dieses Prinzip des Konkretisierungsversuches auch durchaus richtig und konsequent, so hat

doch Ricardo richtig erkannt, daß Smith dieser Versuch in der Durchführung mißglückt ist. Er wendet sich daher gegen die Ansicht Smiths, daß die Arbeit »nicht etwa als Arbeitsmenge, welche auf die Herstellung irgendeines Gegenstandes verwendet wird, sondern als diejenige, welche man damit auf dem Markte zu kaufen vermag«, der Wertmesser sei. Wir zeigten schon, daß »die Arbeit, welche man auf dem Markte zu kaufen vermag«, auch Herstellungsarbeit ist; denn man kauft diese Arbeit in der in einer Ware vergegenständlichten Form. Dagegen richtet sich denn auch Ricardos Kritik nicht, sondern dagegen, das man die am Lohne gemessene Arbeit von heute mit der von morgen vergleichen könne, denn die gleiche Arbeitsmenge bringt heute weniger hervor, als morgen bei völlig veränderten Produktivitätsverhältnissen; daher sei der Maßstab nicht in der Vergütung für die Arbeit, sondern in der Arbeitsmenge zu erblicken. Während es Smith ablehnte, die *Arbeitszeit* dem Wertmaße zugrunde zu legen, weil bei der Arbeit »der verschiedene Grad von Mühe, die dabei ertragen, von Geist, der aufgeboten wird«, zu berücksichtigen sei, so lehnt Ricardo den *Arbeitslohn* als Wertmesser ab. Er kommt mit dem Maßstab der Arbeitsmenge aber zu jener Relativität, die den Wert nur als relativen Wert begreifen und jedes konkrete Maß vermissen läßt. Übereinstimmung zwischen Smith und Ricardo herrscht jedoch darin, daß es sich bei beiden bei der Arbeit als Kostmaß des Wertes um deren Vergegenständlichung auf dem Wege der Hervorbringung der Güter handelt.

Wie *Marx* in seinem theoretischen Systeme den Abschluß der klassischen Lehre bildet, so findet im besonderen die objektive Wertlehre als Kostentheorie (und hier im besonderen als Arbeitswerttheorie) bei ihm ihre konsequenteste und geschlossenste Ausgestaltung. Der Wert einer Ware ist nach ihm vergegenständlichte abstrakt menschliche Arbeit, letzten Endes gemessen an der »gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit«[1]), die erforderlich ist, um den Unterhalt zur Erhaltung der Arbeitskraft zu produzieren, d. h. schließlich an dem vom Arbeiter in jedem Falle sich selbst erzeugten Arbeitslohne. Auch für ihn ist unter Vermeidung der Ricardoschen Relativität des Wertes und unter Zuendeführung des von Smith richtig verstandenen Prinzips, daß der Wert einen

[1]) Der Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit im technischen Sinne verstanden, was darum zu betonen ist, weil er bei Marx auch in einer anderen Bedeutung erscheint; hierzu der Exkurs Seite 48: »Zur Marxschen Wertlehre«.

konkreten Ausdruck erfordert — er findet ihn nach Marx im Lohne und zwar in dem in jedem Falle vom Arbeiter selbst hervorgebrachten Lohne, wodurch der Ricardosche Einwand gegen Smith, daß der Lohn darum kein Wertmaßstab sein könne, weil er mit dem Wechsel der Produktivität der Arbeit sich ändere, beseitigt wird — auch für Marx, sagen wir, ist der Wert ein Kostenwert, indem der Wert die Vergegenständlichung — bei ihm allein — der Arbeit im Produkte darstellt.

Nun spricht auch Marx von den Reproduktionskosten, nämlich denen der Arbeitskraft, und er mißt diese an derjenigen Arbeitszeit, die der Arbeiter darauf verwenden muß, um sich selbst das zum Unterhalte und zur Familienerhaltung notwendige Quantum an Lebensmitteln zu schaffen. Aber diese Reproduktionskosten der menschlichen Arbeitskraft sind keine Beschaffungskosten im Sinne einer Überwindung des Beschaffungswiderstandes, sondern bilden die Basis der Vergegenständlichung der Arbeit zum Werte des Produktes; sie stellen den letzten Anhalt der konkreten Bestimmung des Wertes auf objektivem Wege dar, stehen aber keineswegs im Widerspruche mit dem objektiven Wertaufbaue von unten her nach den auf ein Produkt verwandten Kosten, sondern bilden die letzte Ausgestaltung dieser Werttheorie.

Völlig anders in der Careyschen und vor allem in der Dühringschen Wendung der Wertlehre. In dem Momente der Überwindung der Erlangungsschwierigkeiten, in dem Werte als Maß des Widerstandes, den die Natur der Erfüllung unserer Wünsche entgegensetzt, findet sich ein ganz neues Element der Werterklärung. Hier nämlich wird das Produkt als vorhanden und fertig vorausgesetzt; die Produktion und mit ihr die Produktionskosten stehen außerhalb der Betrachtung; die Mühewaltungen zur Überwindung des Erlangungswiderstandes, d. h. die Beschaffungskosten stellen ein Erklärungsprinzip dar, das sich von der Vergegenständlichung von Arbeit oder von Erstellungskosten überhaupt frei macht. In den Reproduktionskosten in diesem Sinne haben wir die Kosten der Gegenwart gegenüber denen der Vergangenheit zu erkennen, wobei es für die Wertbestimmung zunächst irrelevant ist, ob die Kosten der Vergangenheit, d. h. die Produktionskosten i. e. S., bei Anwendung des Wertmaßes der Kosten der Gegenwart (der Reproduktionskosten) den Gewinnchancen des Produzenten oder des Händlers noch günstig sind. Welcher Unterschied nach Dühring zwischen den Kosten im Sinne der Klassiker und der Überwindung der Beschaffungshindernisse be-

steht, geht aus folgendem Satze hervor: »Wer eine Leistung zu verwerten gedenkt, wird sich daher vor allen Dingen fragen müssen, wie schwer es sei, diese Leistung im allgemeinen zu beschaffen. Man wird der Vorzüglichkeit als solcher niemals Rechnung tragen; man wird für die besonderen Eigenschaften nichts bezahlen (wobei zu beachten ist, daß hier das Moment der Beschaffungsmühe, das, wie vorher gezeigt, neben dem Bedürfnismomente steht, isoliert betrachtet ist); ja, man wird nicht einmal die tatsächlichen individuellen Produktionskosten vergüten, sondern ganz einfach die allgemeinen und gegenwärtig gültigen Beschaffungskosten veranschlagen.«

»Es ist nicht die Tätigkeit, sondern das Resultat, das wir schätzen und messen«, sagt dagegen Dühring an anderer Stelle (Gr., S. 145), und die Arbeit steht nur als Beschaffungsaufwand in Frage. Die wirtschaftliche Tätigkeit (Beschaffungsmühe) steht hier im Gegensatze zu der technischen Produktion, wie Dühring einmal diesen Gegensatz andeutet (Gr., S. 111).

Mit einem Worte: an die Stelle der objektiven Produktionskosten sind die subjektiven Erlangungskosten getreten, das Problem des Wertes wird nicht mehr von dem objektiven Standpunkte der Warenproduktion, sondern von dem subjektiven der Warenbeschaffung gesehen.

Das ist der Sinn der von Carey stammenden Ersetzung der Produktionskosten durch die Reproduktionskosten.

In der Tat liegt hierin eine Umwälzung der Gedankenfolge, die einem Dühring den überragenden Respekt vor der Tat Careys einflößen konnte. Allerdings ist die konsequente Verfolgung dieses Gedankens, ja seine klare Herausschälung, erst von Dühring selbst geleistet worden, indem er, besonders in der letzten Auflage des Cursus, den Begriff der Arbeit, in dem die Überwindung der Beschaffungshindernisse zu konkreter Gestalt zusammengefaßt wurde, durch den der »Ausgaben an wirtschaftlicher Kraft« ersetzte, damit noch klarer die Beschaffungskosten als quantitativer Maßstab in den Vordergrund rückend. Immerhin erkannte Dühring Carey das Verdienst zu, den Wert auf eine einzige Wurzel zuerst (1837), längst also vor Marx, auf die eine Wurzel der Arbeit (nicht der im Gute objektivierten, sondern der zur Reproduktion erforderlichen) reduziert zu haben, während Smith und Ricardo, auch dieser trotz gegenteiliger Versuche, noch den Zins und die Rente, resp. den Zins allein heranziehen mußten.

Der Begriff der Arbeit als Beschaffungsmühe oder als Aufwand wirtschaftlicher Kraft verliert bei Dühring völlig die Bedeutung eines objektiven Wertmaßstabes im Sinne der Klassiker. Bei der Frage nach dem Maße, so sagt er (C., S. 29), zeige sich die Kluft, durch die seine Wirtschaftslehre von allen bisherigen getrennt sei. Auch die Arbeitszeit selbst ohne jede Rücksicht auf die Art der Arbeit, bildet keinen Ausgangspunkt für die Wertmessung; »die Zeit als solche ist etwas ganz Unbestimmtes; denn es kommt auf ihren Inhalt an«. Jedenfalls gilt das von der Entwicklungsstufe der Wirtschaft, auf der die niedrigste, völlig indifferenzierte Arbeit bereits überwunden ist. Für die differenzierten Stufen der Arbeit würde für eine Abstufung nach Maßgabe der Erfüllung der Arbeitszeit mit mehr oder weniger qualifizierter Arbeit jedes einheitliche Prinzip mangeln. Außerdem würde man, wie Dühring mit Recht hervorhebt, damit der Werttheorie schon vorgreifen, indem man den verhältnismäßigen Wert der verschiedenen Fähigkeiten voraussetzen müßte.

Und sehr fein begründet Dühring diesen Grundfehler der alten Werttheorien mit dem Hinweis auf die Analogie der den zu wertenden Objekten gegenüberstehenden Bedürfnisse, deren Mannigfaltigkeit, auch wenn man nur die materiellen meine, man nicht mit irgendeinem einzelnen Bedürfnisse messen könne. So seien auch die Tätigkeiten, die dazu dienen, jene Bedürfnisse zu befriedigen, von gleicher Verschiedenheit, wie die Bedürfnisse. Da die Tätigkeiten nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ, »also nach Gattungen und Arten und mithin dem Range nach«, verschieden sind und da z. B. eine höhere Tätigkeit von vornherein nicht bloß mehr als eine niedere umfasse und daher auch eine der Eigenschaft nach bedeutendere Tragweite habe, so sei ein objektiver Wertmaßstab unbedingt abzulehnen. Hiermit kehrt Dühring nicht nur dem ideologischen Begriffe der an der Arbeitszeit zu messenden abstrakt menschlichen Arbeit, sondern auch allen Versuchen der nur nach einem objektiven Maße orientierten Wertbestimmung den Rücken.

Zu der hier gegebenen Dühringschen Kritik der Arbeit als eines Wertmaßstabes soll es aber nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß Dühring ursprünglich aus der richtigen Erkenntnis, daß es bei Betrachtung der Arbeitszeit auf deren inhaltliche Erfüllung ankäme, dahin gelangte, dennoch die Arbeitszeit, unbekümmert um mehr oder weniger qualifizierte Arbeit, der Erlangungsmühe als Maßstab zugrunde zu legen und damit selbst den

Standpunkt einzunehmen, den er später aufs schärfste bekämpfte. Diese Frage hatte ihm in den ersten Auflagen des Cursus Stoff zu einer heftigen Polemik gegen Marx gegeben, die ihm wiederum spöttische Angriffe durch Friedrich Engels in »Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft« (1878) eintrug. Dühring führte hier gegen Marx den Ricardoschen Gedanken, daß zur Arbeitsmenge, die den Wertmaßstab bildet, auch die in den benutzten Werkzeugen, Maschinen usw. verkörperten Arbeitsmengen hinzuzurechnen seien, ins Feld: »Hierbei wird die Arbeitszeit eines jeden von vornherein völlig gleich zu achten sein, und man wird nur zuzusehen haben, wo bei qualifizierten Leistungen zu der individuellen Arbeitszeit des einzelnen noch diejenige anderer Personen .... etwa in dem gebrauchten Werkzeuge mitwirkt ... Alle Arbeitszeit ist ausnahmslos und prinzipiell ... vollkommen gleichwertig, und man hat nur bei den Leistungen einer Person, ebenso wie bei jedem fertigen Erzeugnis, zuzusehen, wie viel Arbeitszeit anderer Personen in der Aufwendung scheinbar bloß eigner Arbeitszeit verdeckt sein möge«. — Erst in der letzten Auflage des Cursus (1892) und der Geschichte bekämpft Dühring die Arbeitszeit als Maßstab des Wertes und setzt an deren Stelle den Begriff des zur Überwindung der Beschaffungsmühe notwendigen Aufwandes von wirtschaftlicher Kraft in dem im Vorangehenden von uns wiedergegebenen Sinne, der seinen Ausdruck letzten Endes in den am Gelde gemessenen Kosten findet.

Der Careyschen Lehre gegenüber ist noch hervorzuheben, daß dieser Gewicht darauf legt, daß man den Wertbegriff als eine bloße Verhältnisvorstellung zu betrachten habe; nicht die absoluten Anstrengungen zur Überwindung der Erlangungshindernisse, sondern das Verhältnis von wenigstens zwei Anstrengungen seien in Betracht zu ziehen, womit Carey in eine ähnliche Relativität und Unklarheit verfällt, wie Ricardo in seiner Werttheorie. Dühring beseitigt dieses Bedenken. Angesichts der auf die Beschaffung eines isolierten Gegenstandes gerichteten Bemühungen wird eben dieser Müheaufwand selbst und an sich gemessen, d. h. an den gleichartigen Teilen der Quantität des Müheaufwandes, die als Einheit dienen können. Mehr formaler, daher allgemeinerer Natur ist Dührings zweiter Einwand gegen die Relativität des Wertbegriffes. Er wendet mit Recht ein, daß der Wertbegriff vor aller Vergleichung existieren muß. »Denn um überhaupt eine Gleichung ansetzen zu können, muß man den vermittelnden Begriff, welcher durch das Gleichheitszeichen vorgestellt wird, bereits

haben. Wäre nicht jede Seite der Gleichung an sich selbst durch ein Drittes meßbar, d. h. durch etwas denkbar, welches mit der besonderen Beschaffenheit der verglichenen Gegenstände nichts zu schaffen hat, so könnte es überhaupt zu keiner Gleichung kommen.«

So steht denn neben dem Bedürfnismomente in der Dühringschen Wertlehre der Careysche Gedanke des Erlangungswiderstandes in klarer Formulierung. Ein wirtschaftlicher Wert im Sinne der Geltung und als Ursache des Preises ist hiernach nur da denkbar, wo der Antagonismus von Hindernis und Bedürfnis im Spiele ist. Wären keine Hindernisse der Erlangung der Befriedigungsmittel vorhanden, so würde es in der Verkehrswirtschaft auch keinen Wert zu veranschlagen geben. Wir fragen bei der Wertschätzung — dies natürlich nur, soweit das Moment der Erlangungsschwierigkeiten überhaupt in Frage steht; denn Dühring setzt, wie gezeigt, auseinander, daß auch die Bedürfnisse allein über die Wertschätzung entscheiden können — nach dem, was uns die Dinge für unsere Bedürfnisse leisten, nur darum, weil diese Dinge nebst der ihnen anhaftenden bedürfnisbefriedigenden Kraft nur um eine Gegenleistung zu haben sind. »Nicht, was uns die Dinge leisten (d. h. wohl ihre Bedeutung für unsere Bedürfnisse, nicht aber ihre Eigenschaften im rein technischen Sinne), sondern was wir leisten müssen, um zu ihnen zu gelangen, entscheidet über Dasein und Größe des Werts.« Es stehen sich der zu leistende Kraftaufwand und der Befriedigungsgrad, die aus dem zu erwerbenden Objekte erwartet wird, gegenüber.

Neben den Bedürfnissen und der Beschaffungstätigkeit ist nach Dühring schließlich an dritter Stelle das Seltenheitsmoment als Ursache der Wertschätzung anzusehen. Und zwar ist diese Frage insofern so konkret wie möglich zu gestalten, als es nicht darauf ankommt, was an Kraft und Stoff irgendwo und irgendwann anzutreffen ist, sondern darauf, was von den Naturvorräten zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte im Bereiche der Bedürfenden ist und zu welchen Perioden und in welchem Maße die Natur zugunsten der Bedürfnisse arbeitet. Ist nun der Naturvorrat ein verhältnismäßig unbeschränkter, so genügen zur Erklärung der Wertschätzung die Bedürfnisse auf der einen, die Beschaffungsmühe auf der anderen Seite; ist er dagegen als bemessen und beschränkt in Anschlag zu bringen, so wirkt der Stoff oder seine relative Seltenheit selbst zur Wertschätzung mit. Im Grunde ist dieses Moment einer der Faktoren, die den Erlangungswiderstand vom Gesichtspunkte der Produktion aus-

machen, wie Dühring in der 3. Auflage des Cursus selbst zugibt: »Die Seltenheit ist ein Element des Widerstandes, der sich dem Besitze einer gewünschten Sache entgegenstellt. Die bloße Beschränktheit der zugänglichen Naturmittel würde auch, abgesehen von jeder Arbeit, den Begriff des Wertes und seiner Verschiedenheiten erzeugen können.« Der Widerstand der Natur kommt darin zum Ausdrucke, daß sie Stoffe in solcher Seltenheit liefert, daß ihre Erlangung schon darum ganz besondere Hindernisse (wenigstens für den einzelnen von vielen) verursacht. Dieses Moment als dritten selbständigen Faktor den beiden anderen an die Seite zu stellen, wäre jedenfalls nicht nötig gewesen[1]). Der Unterschied zu den Erlangungsschwierigkeiten besteht nur darin, daß das durch die Natur gegebene Seltenheitsmoment ein konstanter Faktor ist, während die Beschaffungsmühe mit der Technik usw. wechseln kann. Und andrerseits ist das Seltenheitsmoment auch ein ergänzender Faktor des Bedürfnisgesichtspunktes. Denn über das Maß der Fähigkeit der Güter, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, und zwar in Hinsicht auf die Masse der Bedürfnisse, entscheidet die Häufigkeit des Vorhandenseins der Dinge in erheblicher Weise mit. Übrigens ist dieses Seltenheitsmoment auch von Carey — in weniger ausdrücklicher Form — als Wertbestimmungsgrund angedeutet worden.

V. Der Wertinhalt.

Den Ausgangspunkt der bisherigen Erörterungen bildete die Erkenntnis, daß die Deutung des wirtschaftlichen Wertes vor der Berücksichtigung der konkreten Tatsachen des marktmäßigen Austausches auf rein theoretischer Grundlage gewonnen werden muß. Denn die letzte Wurzel des Wertes ist in dem Urteile des einzelnen Subjektes über einen Gegenstand der Umwelt, in der Schätzung seiner Geltung gegeben. Wir sind den Gedankengängen Dührings in diesen theoretischen Erklärungsversuchen des Wertes bis zu den Ursachen gefolgt, die für die Tatsache der Wertschätzung selbst

[1]) So erscheint auch der Seltenheitsfaktor neuerdings bei Dühring als Element der Überwindung der Erlangungsschwierigkeiten. In dem Artikel »Teuerung. Warum?« im Maihefte 1912 des »Personalist und Emanzipator«, S. 2404 heißt es: »Ist der Naturfaktor gleichsam karg, dann schafft dieselbe Arbeit weniger, und es kommt der erarbeitete Gegenstand teurer zu stehen. Es stecken also im Begriffe der Arbeitsergiebigkeit bereits alle Naturchancen, und man hat daher letztere nicht erst noch besonders zu veranschlagen.«

herangezogen werden: das menschliche Bedürfnis und die Überwindung der Erlangungsschwierigkeiten, zwischen denen als drittes Moment, wie wir sahen, für jedes der beiden anderen geltend zu machen, die Seltenheit gewisser Schöpfungen der Natur selbst steht.

Die Vereinigung der beiden Gesichtspunkte des Bedürfnisses und der Überwindung der Erlangungshindernisse etwa auf rein subjektiver Grundlage ist Dühring nicht gelungen; beide Gesichtspunkte stehen sich als in gleicher Weise in Betracht kommende Ursachen der Wertschätzung gegenüber. Die Frage lautet: auf Grund welcher Ursachen schätzt der einzelne einen Gegenstand? Die Antwort: Weil sich seine Bedürfnisse auf ihn richten, weil er in der Lage ist, sie zu befriedigen und weil der einzelne wirtschaftliche Kraft aufwenden muß, um in seinen Besitz zu gelangen, da er ohne Gegenleistung nicht zu haben ist. Die Größe des Aufwandes wirtschaftlicher Kraft, die natürlich durch das Maß der Bedürfnisse mitbestimmt ist, ausgedrückt in Geld, damit die Größe der Kosten, gibt den quantitativen Maßstab des Wertes ab. Jede Werttheorie, die bis hierher gelangt ist, läßt nun aber die Frage offen: wo ist ein Anhaltspunkt für die quantitative Einheit des Wertes zu finden? So folgt auf die Frage nach den Ursachen der Wertschätzung die nach dem übergeordneten, vereinigenden Begriffe des Wertinhalts, wie Dühring sagt, nach der von den Spezialitäten der Wertursachen unabhängigen Idee des Wertes, um die Aufstellung eines in sich gleichartigen Begriffes des Wertes zu ermöglichen.

Es ist neuerdings, besonders von Otto Conrad, auf den Zusammenhang der Werte sämtlicher Gegenstände des Verkehrs, wie er ja auch der Grenznutzentheorie eigentlich zugrunde liegt, hingewiesen worden, wohl die wichtigste, freilich meines Erachtens nicht zu Ende gedachte Idee der Otto Conradschen Betrachtungen über den subjektiven Wert. Und so ist auch die klare Erfassung des Gesamtzusammenhanges aller Werte als des Gesamtwertinhaltes im wirtschaftlichen Gesamterfolge die kühnste und bedeutendste Idee der Dühringschen Wertlehre. Die einzelnen Leistungen der ganzen produzierenden Gesellschaft oder eines Volkes haben auf Grund der vorher betrachteten Schätzungsursachen, also nach Maßgabe der Bedürfnisse und der Aufwendungen von wirtschaftlicher Kraft, nur als Teile des wirtschaftlichen Gesamterfolges, im Verhältnisse zu der Gesamtversorgung aller Bedürfnisse Bedeutung und Geltung. »Die Summe irgendeines mehr oder weniger umfas-

senden Gesamterfolges und die Summanden (d. h. die einzelnen sich im Verkehre gegeneinander messenden wirtschaftlichen Leistungen) dieser Summe werden die Momente des Wertbegriffes sein. Größe des verhältnismäßigen Erfolges trifft hier genau zusammen mit Größe des Werts. Der Gesamterfolg ist die allgemeine in sich gleichartige Quantität, durch deren Teile die einzelnen Erfolge zugleich absolut und relativ repräsentiert werden.« Die einzelnen Wertquantitäten sind stets Teile einer bestimmten, begrenzten Summe und haben nur einen Sinn, wenn man sie als Teile der umfassenden Gesamtheit der Werte, d. h. des wirtschaftlichen Gesamterfolges, denkt, wobei der Ausdruck, z. B. im Gelde, natürlich ein wechselnder sein kann.

Diese Idee des Wertes als Ausdruck des wirtschaftlichen Erfolges liegt der Wertschätzung sowohl beim Wertungsprozesse des isolierten Wesens in der tauschlosen Wirtschaft, als auch in der modernen Verkehrswirtschaft zugrunde. Jenes isolierte Wesen, wie wir es von dem Schema zur Begründung des Bedürfnismomentes her kennen, schätzt nach seinen Bedürfnissen die Dinge — das Moment der Überwindung der Erlangungshindernisse, wie dort, als ausgeschaltet gedacht — verschieden je nach dem Maße des in den vorliegenden Dingen verkörperten wirtschaftlichen Erfolges; da nach der angenommenen Voraussetzung die wirtschaftliche Tätigkeit in diesem Schema nicht eine produzierende, sondern eine, sagen wir, ordnende und auswählende ist, so ist hier dem Begriffe des Erfolges der wirtschaftlichen Tätigkeit der größere oder geringere Nutzen der für die Wirtschaft des isolierten Wesens in Betracht kommenden Gegenstände zugrunde zu legen. War die Auswahl der vor dem Verderben zu bewahrenden Dinge eine im höchsten Grade »wirtschaftliche«, auf einen denkbar großen Erfolg abzielende, so ist die Gesamtsumme des im einzelnen geschätzten Wertes eine größere, als wenn das Ergebnis der Auswahl weniger zweckentsprechend ausgefallen ist. Deutlicher als hier, wo das Ergebnis der Wertschätzung im einzelnen wie im ganzen ohne konkreten Ausdruck bleibt und nur im Bewußtsein des isoliert Wertenden besteht, wird der wirkliche Zusammenhang dort klar, wo der Gesamterfolg ebenso, wie die Teile des Gesamterfolges, in bestimmtem Maße ausgedrückt, nach außen hin erkennbar werden, also in der Tauschwirtschaft. Wir sehen davon ab, daß zunächst Gegenstände gegen Gegenstände ausgetauscht werden, und legen sogleich den Stand der Tauschwirtschaft zugrunde, bei dem das Geld als neutrales Austauschmittel den direkten Tausch verdrängt.

Übrigens ist der Begriff des Erfolges auch in diesem Falle nicht auf das Ergebnis der menschlichen Tätigkeit beschränkt, sondern er umfaßt auch die Naturchancen in sich. Ist hier also der Wert als Schätzung (nach den zwei resp. drei angegebenen Schätzungsursachen) des Erfolges gefaßt, so sind in diesem Erfolge die wirtschaftliche Tätigkeit wie die Darbietungen der Natur zugleich inbegriffen, wobei die Naturchancen »hauptsächlich die Mengenverhältnisse bestimmen, in denen die Rohstoffe unter Anwendung gewisser Arbeitsquantitäten zu beschaffen sind« (Gr., S. 145). In dem Begriffe des Erfolges wird der Sinn des schon früher zitierten Satzes recht deutlich, daß wir nicht die Tätigkeit, sondern das Resultat schätzen. »Für dieses Resultat an sich ist es ganz gleichgültig, wie die Kombination des Naturfaktors oder der Naturchancen mit der aufgewendeten Tätigkeit stattgefunden habe. Es ist nicht das Bedürfnis, auch nicht die Arbeit, ja endlich auch nicht, was zwischen beiden steht, nämlich die Einrichtung der Naturmaschinerie, was uns über den Inhalt des Wertbegriffes aufklären kann. Der Inhalt dieses Begriffes betrifft das neutrale Fazit, die vollendete Tatsache, den wirklichen wirtschaftlichen Erfolg. Die Faktoren oder besonderen Wertschätzungsgründe gehören nicht zum Begriffe selbst, sondern dieser allgemeine Begriff mußte im Geiste vorangehen, damit spezielle Schätzungen statthaben können.« Mit Recht weist Dühring darauf hin, daß von diesem wichtigen Tatbestande gerade das Bestreben ablenkte, »sich von den Täuschungen zu befreien, welche das Haften an den Geldpreisen mit sich bringt«; um diesen Täuschungen auszuweichen, suchte man nach anderen Wertmaßstäben, von denen der bekannteste die Arbeit ist, ohne zu bemerken, daß man sich dabei im Kreise drehte; es ist nebenbei ein demgegenüber um so wichtigerer Erfolg des Marxschen Denkens, auf seinem freilich rein objektiven Boden einen Ausweg aus diesem Kreislaufe gefunden zu haben. Worauf es aber ankommt, ist dies, daß die Veränderung des Maßstabes nichts zu ändern vermag, sobald nur der zu messende Wert derselbe bleibt. Jeder andere Messungsversuch bleibt gegenüber der Messung am Gelde ein Umweg; auch das Geld ist freilich keine konstante Größe; da aber der Inhalt des Wertes der wirtschaftliche Erfolg und der Maßstab, also jetzt das Geld, nur dessen Ausdruck ist, kann die Möglichkeit der Veränderung des »Wertes« des Edelmetalles nichts verschlagen. Von allem ist das Geld das relativ Beharrlichste; »das

verhältnismäßig Beständige ist geeignet, die schnelleren Veränderungen kenntlich zu machen, und wir erreichen alles Mögliche, indem wir die Verhältnisse der Veränderungen gegen einander bestimmen und das dem Grade nach am meisten Beständige zur Bestimmung der Veränderungen und Bewegungen benutzen«. Und schließlich ist das Geld nichts als Repräsentant der Waren[1]). Die feste Einheit bildet der wirtschaftliche Gesamterfolg; das Geld vermittelt nur den Austausch der einzelnen Teile dieses Erfolges. Theoretisch — wobei bemerkt sei, daß Dühring selbst durchaus Metallist ist — ist jeder Tauschakt, bei dem für Geld eine Ware erworben wird, ein dem ursprünglichen Tausche von Ware gegen Ware gleichender Akt; denn hinter dem Gelde, das im Tausche hingegeben wird, steht selbst ein Warenquantum, d. h. ein Teil des wirtschaftlichen Gesamterfolges. Dieser Auffassung entspricht es, wenn Knapp — allerdings bekanntlich mit der völlig anderen Begründung der »staatlichen Theorie des Geldes« — das Metallgeld durch Papierscheine ersetzen zu können glaubt, während sie sich mit den von v. Wieser in dem schriftlichen Referate für die Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik geäußerten Ideen so gut wie völlig deckt — eine Papiergeldtheorie, beruhend auf der Warennatur des Geldes, darauf, daß das Geld Repräsentant des »wirtschaftlichen Erfolges«, nicht »Eigenwert« ist, also ohne die etwa von Silvio Gesell vertretene utopisch-sozialistische »neue Lehre vom Gelde«.

Worauf es hier letzten Endes ankommt, ist dies, daß »der Wertbegriff stets das letzte Regulativ bleibt, während das edle Metall (oder nach unserer Auffassung schlechthin das Geld) den einfachsten und beständigsten Maßstab der Vergleichung liefert«. »Der Begriff des Wertes ist unabhängig von dem Maßstabe, durch welchen er gemessen wird, und von den Eigenschaften dieses Maßstabes. Verhielte es sich anders, so könnten wir vom Werte des Dinges, durch welches man mißt, niemals reden« (Gr., S. 149). Dies ist das äußerst wichtige Re-

[1]) In einem gedankenreichen Artikel des »Personalist und Emanzipator«, 1912, Seite 2362, überschrieben »Geldtheorie wichtiger als Werttheorie«, betont E. Dühring, daß in der Wissenschaft »die Unsicherheit, Bestrittenheit und wirkliche Bestreitbarkeit« der Werttheorie darin ihren Grund hat, daß man eine Hauptvoraussetzung, die Geldtheorie, »vernachlässigte oder gar verwahrloste«. Daß ihm die reale Bedeutung des Wertproblems neuerdings gegenüber anderen Gebieten der Wirtschaftswissenschaft, vor allem gegenüber der Preislehre, in den Hintergrund zu treten scheint, ohne daß er freilich die theoretische Berechtigung der Wertlehre verkennt und leugnet, geht auch aus Stellen auf Seite 115 der zweiten Auflage (1906) des Buches »Waffen, Kapital, Arbeit« hervor.

sultat, zu dem der Dühringsche Begriff des Wertinhalts als des wirtschaftlichen Gesamterfolges führt.

In jedem Augenblicke der wirtschaftlichen Entwicklung steht der wirtschaftliche Gesamterfolg, und zwar im Verhältnisse des Gesamtzusammenhanges der Bedürfnisse, in der Summe der momentanen Preise und dessen einzelner Teile als die auf dem Markte angebotenen Waren in den Einzelpreisen vor den Augen der Nachfragenden fest, begründet durch die Summe und die Teile der wirtschaftlichen Leistungen unter Einbeziehung der Naturchancen, als Inhalt der Gesamtwertssumme und der einzelnen Werte, die sich bereits zu Preisen verdichtet haben. In dem letzten Momente der Preise kommt als neuer Faktor der jeweilige Geldausdruck jener Erfolge hinzu, der für jeden Augenblick der wirtschaftlichen Entwicklung durch historische Momente mitbestimmt ist, solange die Menge des Edelmetalls in Rechnung zu stellen ist. Dieses an und für sich wechselnde Moment kann fortfallen, wenn man sich das Metallgeld durch Papier ersetzt denkt; dann kommt für den Geldbegriff und für die Änderungen der jeweiligen Preissumme und damit der Einzelpreise nur noch der jeweilige wirtschaftliche Gesamterfolg in Betracht. Mit vollem Rechte sagt Dühring, der an dieser Stelle im übrigen nicht näher auf das Verhältnis von Wert und Preis eingeht, daß der Begriff des Wertes (seinem Inhalte als wirtschaftlichem Erfolge nach) allgemeiner ist, als der des Preises; die Preise seien nur Hilfsmittel zu den Wertrechnungen, aber nicht selbst schon fertige Anzeigen aller Wertbeziehungen; sie seien stets gemessene Werte.

Diesem ganzen Tatbestande gegenüber bleibt die Dühringsche Theorie von den Wertschätzungsursachen der Bedürfnisse und der Überwindung der Erlangungsschwierigkeiten — ohne daß an dieser Stelle von der durchaus möglichen Vereinigung dieser beiden Momente auf rein subjektiver Grundlage gesprochen werden soll — sehr wohl in Geltung. Auf dem Boden der Dühringschen Theorie würde der Wertungsprozeß den Verlauf nehmen, daß das Subjekt dem in jedem Augenblicke in den vorhandenen Preisen ausgedrückten Gesamterfolge gegenüber seine Wertschätzung des einzelnen Gegenstandes nach seinem Bedürfnisse, nach dem Zusammenhange und der Rangordnung seiner Bedürfnisse und nach der nötigen Aufwendung von wirtschaftlicher Kraft (Kosten), um durch diese notwendige Gegenleistung in den Besitz des Gegenstandes zu gelangen, regulierte. Nunmehr bestimmen Angebot und Nachfrage der einzelnen auf dem Markte Anbietenden und Nach-

fragenden auf der Grundlage der momentan bestehenden Preise die neuen Preise, zu denen der wirkliche Austausch möglich wird. Damit findet der wirtschaftliche Gesamterfolg, der sich natürlich in jedem Augenblicke auch auf anderem Wege, so durch die Naturchancen selbst sowie durch das Ausmaß der wirtschaftlichen Leistungen, ändern kann, auf dieser Seite durch das Verhältnis des Gesamtzusammenhanges der Bedürfnisse einen neuen Preisausdruck, der für den weiteren Prozeß der wirtschaftlichen Wertung die neue Grundlage bildet.

Was hiermit zu zeigen war, ist dies, daß der Dühringsche Begriff des wirtschaftlichen Gesamterfolges dem Begriffe des neuerdings viel genannten Wertes als der Schätzung von Preisen einen Sinn gibt, der es keineswegs gestattet, an der Bedeutung und Tragweite der Lehre vom Wert und insbesondere der Grenznutzentheorie zu rütteln. Der Begriff des Wertes ist nicht nur allgemeiner, sondern auch tiefer als der des Preises.

VI. »Produktionswert« und »Positionswert«.

Zu der Wertschätzung, freilich nicht mehr in rein theoretischem Sinne, sondern nunmehr ganz auf dem Boden der Wirklichkeit, kehren wir jetzt schließlich zurück, wenn wir den letzten Schritt zu dem Ergebnisse der Dühringschen Wertlehre verfolgen. Wir haben ihn, mit dem Dühring ganz neue Wege betritt, durch das Eingehen auf das Wesen des Dühringschen Systems überhaupt bereits genügend vorbereitet. Für ihn spaltet sich nämlich die Analyse des Erlangungswiderstandes in zwei besondere Betrachtungsgebiete, deren Abgrenzung durch den Gegensatz des Produktions- und des Verteilungsstandpunktes gegeben ist. Der Antagonismus von Hindernis und Bedürfnis kann auf doppeltem Boden erwachsen, je nachdem der Beschaffungswiderstand aus der Natur und den technischen Verhältnissen, oder aus der Verteilung, d. h. aus einem sozialen Hindernisse, das die Beschaffung des Erforderlichen erschwert, hervorgeht. Aus diesem Dualismus ergibt sich der »Produktionswert« (nicht im Sinne der objektiven Kostenwerttheorie, sondern hergeleitet von dem Produktionsmomente im Gegensatze zur Verteilung!) auf der einen und der politisch-soziale »Positionswert« auf der anderen Seite; gemeinsam ist beiden nur der Einfluß des Widerstandes, dessen besondere Art sich eben zu jenen beiden Begriffen spaltet. Aber diese Gemeinsamkeit ist doch

nie zu übersehen, weil sonst die Ansicht Boden gewinnen könnte, als ständen hier in der Dühringschen Wertlehre zwei unvereinbare, einander fremde Momente uneinheitlich nebeneinander. Das ist keinesfalls richtig. Vielmehr bilden der Produktionswert und der soziale Positionswert in ihrer Vereinigung erst die Grundlage des wirklichen Preises; der eine ist vom anderen nicht zu trennen, und nur eines von beiden eine unwirkliche, unbrauchbare Halbheit.

So steht denn auf der einen Seite der Schätzungsgesichtspunkt des von der Natur und den rein wirtschaftlichen Verhältnissen der Erlangung entgegengesetzten Erlangungswiderstandes; die größeren oder geringeren Hindernisse, welche die Verschiedenheit der Naturverhältnisse den auf die Beschaffung der Dinge gerichteten Bemühungen entgegensetzt und wodurch sie zu größeren oder geringeren Ausgaben an wirtschaftlicher Kraft nötigt, bestimmt auch die größere oder geringere Schätzung der so gewonnenen Ergebnisse, d. h. den größeren oder geringeren Wert. Eins der wichtigsten Momente der Naturhindernisse ist natürlich schon die Seltenheit der Güter; dazu kommt als *technisches Hindernis*, die Schwierigkeit der Vermehrbarkeit, die Kosten oder wirtschaftlichen Aufwand erfordert und deren Durchführung dem Wechsel der Arbeitsproduktivität unterworfen ist. Auf der anderen Seite stehen die Erlangungshindernisse, die zu den genannten natürlichen hinzukommen und aus der Verteilung hervorgehen, d. h. *soziale Ursachen* der Preisbildung, vermöge deren die Aneignung ohne Gegenleistung einen notwendigen Bestandteil der ökonomischen Hergänge bildet. Nach diesem Gesichtspunkte ist es ein rein soziales Hindernis, welches der Beschaffung der Waren entgegengesetzt wird. Zwischen den Menschen und die Natur tritt eine hemmende Macht, die wiederum der Mensch ist. »Der einzige isoliert Gedachte steht der Natur frei gegenüber; anders, wenn ein zweiter hinzutritt, der die Zugänge zur Natur und ihre Hilfsquellen besetzt und für den Einlaß einen Preis fordert. Der Preis des Erstrebten fällt damit größer aus, als es ohne dieses *politische und gesellschaftliche Hindernis* der Beschaffung oder Produktion der Fall wäre.« So wird durch diese künstlich gesteigerte Geltung der Dinge der soziale Wert geschaffen, nach dem es falsch ist, den von vornherein als ein Äquivalent im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. ein Gleichvielgelten oder als ein nach dem Prinzipe der Gleichheit von Leistung und Gegenleistung zustande gekommenes Austauschverhältnis betrachten zu wollen, was ja auf anderem Wege auch von der neueren Wertlehre anerkannt wird, die die

Ungleichheit der gegen einander getauschten Objekte, allerdings nicht aus sozialen Momenten, sondern aus der verschiedenen Beurteilung des geschätzten Nutzens ableitet. Die rein objektive Werttheorie mußte zu dem Ergebnisse gelangen, daß bei jedem Austausche, der sich nach den Regeln des Wertgesetzes vollzog, Äquivalente getauscht wurden. Dühring erhebt dagegen den durchaus richtigen Einwand der sozialen Ungleichheit; hiermit ist die Möglichkeit eröffnet, alle Fälle der Wertbildung, die anderen Werttheorien als Ausnahmen der allgemeinen Regel gelten müssen, unter einer umfassenden Wertformel zusammenzufassen. Aber nach der Dühringschen Werttheorie darf hierbei nicht nur an die augenfälligen Beispiele der Monopole und der Kartellbildungen gedacht werden, sondern an jegliche Art der sozialen Bindung. Die Ungleichheit der sozialen Kräfteverteilung überhaupt, die Form der Güterübertragung von Mensch zu Mensch, bringt ein neues Element in die Wertbildung, das in der Werttheorie zu beachten ist und in der objektiven Wertlehre notwendig übersehen werden mußte. Die weiteren Formen des Austausches auf dem Markte, die in Angebot und Nachfrage neue Elemente der zum faktischen Preise unter Berücksichtigung der Preisschwankungen von Fall zu Fall führenden Regulierung mit sich bringen, sind hierbei noch außer Frage. Die Dühringsche Wertformel führt vielmehr zu den Grundlagen der sozialen Mächte, die es gestatten, »die Hilfsquellen der Natur zu besetzen«, die es dem einzelnen, sozial Gebundenen verwehren, den ungehemmten Zugang zur Natur, die im letzten Grunde die Erzeugnisse liefert, zu nehmen. Und gerade das ist nach Dühring das Merkmal einer richtigen Werttheorie, daß die in ihr gedachten allgemeinsten und ursprünglichsten Schätzungsursachen nicht mit der auf dem Verteilungszwange, wie er durch das soziale Moment charakterisiert wurde, beruhenden besonderen Gestaltung der Geltung zusammenfallen. Diese Geltung wechselt mit der sozialen Verfassung, während der nur ökonomisch erfaßte Wert lediglich ein der Natur gegenüber bemessener Produktionswert sein kann und sich daher nur mit den reinen Produktionshindernissen natürlicher und technischer Art ändern wird. So erfüllt diese Werttheorie die Aufgabe, alle Erscheinungsmöglichkeiten, die einem der sozialen Verfassung korrespondierenden Wechsel unterliegen, gleichermaßen zu berücksichtigen und nicht nur die Notwendigkeit des Zusatzes anzuschließen, daß die Werttheorie nur vorbehaltlich bestimmter Wirtschafts- und wirtschaftlicher Organisationsformen, sondern auch vorbehaltlich bestimmter sozialer Verfas-

sungsformen in Geltung steht. Sie ist historisch und theoretisch zugleich. Sie ist der modernen subjektiven Werttheorie gegenüber z. B. von weiterem Umfange, die sich auf den Boden einer gegebenen wirtschaftlichen (freie Konkurrenz!) und sozialen Verfassung (soziale Klassenbildung, Trennung in Kapitalisten, Bodenbesitzer und Arbeiter) stellt und von hier aus den Gang der Wertschätzung untersucht, oder auch umgekehrt von dem Vorgange der Wertschätzung ausgeht, es aber unentschieden läßt, bis zu welchem Maße diese Wertschätzungen bereits die Unterlage der wirklichen Preisbildung abgeben können, weil sie, was Dühring in dem ersten Teile seiner Theorie auch tut, den Menschen lediglich der Ware gegenüberstellt und es der Preislehre überläßt, zwischen den Bedürfenden und die Ware den Warenbesitzer einzuschieben. Die von Dühring nicht weiter verfolgte Preistheorie i. e. S. hat es daher nur noch mit den Phänomenen der Angebots- und Nachfrageverhältnisse zu tun, während in die österreichische Lehre mit Notwendigkeit der Dualismus der natürlichen und der Kostentheorie tritt; in dieser, die die Elemente der Kosten entwickelt und Zins, Rente und Arbeitslohn umfaßt, kommen dann die bei Dühring sozial erfaßten, bei den Österreichern auf dem Boden der Werttheorie (»Zurechnungslehre«) behandelten Elemente der Verteilung nachträglich und von einer anderen Seite her angesehen zum Ausdrucke.

Exkurs: Zur Marxschen Wertlehre[1].

Der Begriff der »gesellschaftlich notwendigen Arbeit«.

Die Marxinterpreten sind sich darüber einig, daß, neben anderem, es der Begriff der abstrakt menschlichen Arbeit sei, der die Lösung des Wertproblems über diejenige, die die Klassiker, im besonderen Ricardo, dachten gefunden zu haben, hinausführte. Die Marxsche Argumentation, mit der er den Tauschwert als eine völlige Abstraktion vom Gebrauchswerte begründet, ist folgende: Setze ich 1 Quarter Weizen = a Ztr. Eisen, so muß ich, um diese an sich ungerechtfertigte Gleichsetzung zu begründen, aus der empirischen Tatsache des Austauschverhältnisses ein unbekanntes Drittes, ein Gemeinsames, eine Unterlage abstrahieren, die im Tauschwert in die Erscheinung tritt. Für eine Ware kann ich die verschiedensten anderen Waren eintauschen; die gültigen Tauschwerte dieser einen selben Ware drücken ein Gleiches aus, sie sind mit der eingetauschten Ware durcheinander ersetzbar, d. h. einander gleich große Tauschwerte. Während die Waren, als Gebrauchswerte einander gegenübergestellt, nach der spezifischen Qualität verschieden sind, sind sie, bei gleichem Tauschwerte, die eine gerade so viel und so gut wie die andere, sie sind nicht verschiedener Qualität, sondern nur verschiedener Quantität. Dieses Gemeinsame reduziert Marx auf die Arbeit, die bei der Herstellung der Ware auf diese verausgabt ist. Wie nun bei dem Tauschwerte vom Warenkörper, dem Gebrauchswerte, abstrahiert wird, vielmehr nur Quantitäten eines allen Waren Gemeinsamen in Frage stehen, so kann auf diese Arbeit nicht die konkrete, auf eine bestimmte Ware als spezifische Qualität gerichtete Arbeit, z. B. Schreinerarbeit, Schmiedearbeit u. dgl. sein, sondern sie muß eine allen Waren ohne Unterschied gleichmäßig zugeführte Arbeit, d. h. eine Abstraktion von allen denkbaren spezifischen Arbeitsfunktionen sein; diese Arbeit nennt Marx abstrakt-menschliche Arbeit; sie bezeichnet keine konkrete, qualitativ verschiedene und individuelle Tätigkeit, sondern geradezu das Wesen der Arbeit, das bei jeder Arbeit, sei sie nun geistiger, sei sie körperlicher Art, in der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft liegt. Diese den Tauschwert

---

[1]) Vgl. hierzu des Verfassers Abhandlung »Die theoretische Grundlage des Marxschen Systems im »Kapital« (Wert, Widerlegung der Lohnfondstheorie, Wert und Preis)« in der Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 1912, Bd. XXI, Heft 1.

begründende abstrakt-menschliche Arbeit, die von Fall zu Fall nicht qualitativ, wie Gebrauchswert setzende Arbeit, sondern nur quantitativ verschieden ist, wird gemessen in der Arbeitszeit, und zwar in der allgemein gesellschaftlichen, d. h. derjenigen Arbeitszeit, die unter den vorhandenen gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen und bei einem Durchschnittsgrade von Intensität und Geschicklichkeit für die Verfertigung der Produkte notwendig ist.

Nicht die gleiche Übereinstimmung, wie über den Begriff der abstrakt-menschlichen Arbeit, besteht aber über den der gesellschaftlich notwendigen Arbeit. Diejenigen, die dem von Marx gegen Lassalle geschleuderten Verdikt, dieser habe seine Werttheorie mißverstanden, nachgegangen sind, haben den Unterschied der Marxschen von der Lassalleschen Werttheorie in der verschiedenen Auffassung dieses Begriffes der gesellschaftlich notwendigen Arbeit aufdecken zu können geglaubt, allerdings, wie Tatiana Grigorovici in der wertvollen Studie »Die Wertlehre bei Marx und Lassalle« überzeugend nachgewiesen hat, zu Unrecht, da bei Lassalle schon der Begriff der abstrakt-menschlichen Arbeit falsch verstanden und in dieser falschen Interpretation in seine eigene, im Grunde der Ricardoschen gleiche Wertlehre übernommen ist. Nicht aber diese Differenz zwischen den beiden Vätern und Säulen der sozialistischen Weltanschauung soll hier den Gegenstand der Erörterung bilden, sondern lediglich der Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeit, wie er der Wertlehre von Karl Marx zugrunde liegt.

Unter der gesellschaftlich notwendigen Arbeit oder Arbeitszeit ist diejenige Arbeitszeit zu verstehen, die notwendig ist, um irgendeinen Gebrauchswert unter den vorhandenen gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen und mit dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrade von Intensität und Geschicklichkeit der Arbeit herzustellen. Diese Definition scheint klar und eindeutig, und Zweifel können nur durch den in dieser Definition enthaltenen Begriff des Gebrauchswertes entstehen, sie können allerdings erst da auftauchen, wo die Anwendung des Begriffes der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit bei Marx selbst Momente berührt, die zu einer besonderen Definition dieses Gebrauchswertes zwingen. Eine solche Anwendung findet sich im ersten Bande des »Kapitals« zum ersten Male dort, wo die »erste Metamorphose der Ware«, das »Überspringen des Warenwertes aus dem Warenleib in den Goldleib« (W—G) behandelt wird; es heißt dort nach einer Er-

örterung, die hier zunächst nicht in Frage steht: »... Gesetzt aber, der Gebrauchswert des Produktes bewähre sich und Geld werde daher angezogen von der Ware ... Aber nun fragt sich's, wieviel Geld? Die Antwort ist allerdings schon antizipiert im Preise der Ware, dem Exponenten ihrer Wertgröße. Wir sehen ab von etwaigen rein subjektiven Rechenfehlern des Warenbesitzers, die auf dem Markte sofort objektiv korrigiert werden. Er soll auf sein Produkt nur den *gesellschaftlich notwendigen Durchschnitt von Arbeitszeit* verausgabt haben. Der Preis der Ware ist also nur Geldname des in ihr vergegenständlichten Quantums gesellschaftlicher Arbeit. Aber ohne Erlaubnis und hinter dem Rücken unseres Leinwebers gerieten die altverbürgten Produktionsbedingungen der Leinweberei in Gärung. Was gestern zweifelsohne gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zur Produktion einer Elle Leinwand war, hört heute auf, es zu sein, wie der Geldbesitzer eifrigst demonstriert aus den Preisquotationen verschiedener Nebenbuhler unseres Freundes. Zu seinem Unglück gibt's viele Weber auf der Welt. Gesetzt endlich, jedes auf dem Markt vorhandene Stück Leinwand enthalte nur gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit (d. h. hier gelten die alten Produktionsbedingungen; nach ihnen ist die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit auf die Herstellung der Leinwand verwandt, dort gelten die neuen, nach denen ebenfalls gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit entsprechend den neuen Produktionsbedingungen auf sie verwendet ist, beidesmal im technischen Sinne!). Trotzdem kann die Gesamtsumme dieser Stücke überflüssig verausgabte Arbeitszeit enthalten. Vermag der Marktmagen das Gesamtquantum Leinwand zum Normalpreis von 2 Mark pro Elle nicht zu absorbieren, so beweist das, daß *ein zu großer Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit* in der Form der Leinweberei verausgabt wurde. Die Wirkung ist dieselbe, als hätte jeder Leinweber mehr als die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit auf sein individuelles Produkt verwandt.«

In welcher Hinsicht sich in diesen Sätzen eine Anwendung des Begriffes der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit findet, die besondere Aufmerksamkeit verdient, ist klar: es ist hier in dem Sinne von der Arbeitszeit die Rede, die die *Aufnahmefähigkeit des Marktes, den Bedarf nach den produzierten Gütern* in den Begriff mit einbezieht, von der Arbeitszeit als Bezeichnung des Umfanges, in dem die Gesellschaft Arbeit auf jede besondere Art von Produkten verwenden muß, um so viel von ihnen hervorzubringen, wie sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse an diesen Produkten

gebraucht. Es bedeutet dies eine Erweiterung des oben definierten Begriffs, der ja dort das technische Moment, die den normalen Produktionsbedingungen und dem Durchschnittsgrade von Intensität und Geschicklichkeit entsprechende Arbeitszeit, in den Vordergrund rückt. Der besonderen Deutlichkeit halber sei die Stelle zitiert, die das rein technische Moment des Begriffes betont: »Nach der Einführung des Dampfwebstuhls in England z. B. genügte vielleicht halb so viel Arbeit, als vorher, um ein gegebenes Quantum Garn in Gewebe zu verwandeln. Der englische Handweber brauchte zu dieser Verwandlung in der Tat nach wie vor dieselbe Arbeitszeit, aber das Produkt seiner individuellen Arbeitsstunde stellte jetzt nur noch eine halbe gesellschaftliche Arbeitsstunde dar und fiel daher auf die Hälfte seines früheren Werts. . . . Je größer die Produktivkraft der Arbeit, desto kleiner die zur Herstellung eines Artikels verbrauchte Arbeitszeit, desto kleiner die in ihm kristallisierte Arbeitsmasse, desto kleiner sein Wert. Umgekehrt, je kleiner die Produktivkraft der Arbeit, desto größer die zur Herstellung eines Artikels notwendige Arbeitszeit, desto größer sein Wert. Die Wertgröße einer Ware wechselt direkt wie das Quantum und umgekehrt wie die Produktivkraft der sich in ihr verwirklichenden Arbeit« (I, S. 5 und 7).

Ob das Moment des gesellschaftlichen Bedarfs in jener das technische Moment betonenden Definition, so weit wie nur irgend denkbar gefaßt, schon enthalten sein kann, darüber kann nur die Bedeutung des Begriffes des Gebrauchswertes Aufschluß geben. Ehe hierauf eingegangen wird, sollen aber noch einige andere Stellen aus Marx' Kapital, die den Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit in einem anderen, als dem technischen, das Bedarfsmoment einbeziehenden Sinne enthalten, herangezogen werden. Im III. Bande finden sich solche Stellen dort, wo Marx zur Begründung seiner Grundrentenlehre den Mehrwertcharakter der Grundrente entwickelt. So heißt es III, 2, S. 175: »Obgleich die Arbeit der unmittelbaren Nahrungsproduzenten für sie selbst in notwendige und Mehrarbeit zerfällt, stellt sie so in bezug auf die Gesellschaft die nur zur Produktion der Nahrungsmittel erheischte notwendige Arbeit dar. . . Es ist die zur Produktion besonderer Artikel — zur Befriedigung eines besonderen Bedürfnisses der Gesellschaft für besondere Artikel notwendige Arbeit . . . Es ist in der Tat das Gesetz des Wertes, wie es sich geltend macht, nicht in bezug auf die einzelnen Waren oder Artikel, sondern auf die jedesmaligen Gesamtprodukte der besonderen, durch die

Teilung der Arbeit verselbständigten gesellschaftlichen Produktionssphären, so daß nicht nur auf jede einzelne Ware nur die notwendige Arbeitszeit verwandt ist, sondern daß von der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit nur das nötige proportionelle Quantum in den verschiedenen Gruppen verwandt ist«.

Nun läßt Marx darüber keinen Zweifel, daß, so zu sagen, die reine Theorie in dem Begriffe der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit dessen Erweiterung in dem eben angeführten Sinne der Einstellung nach dem Bedarfe auszuschalten gebietet. So heißt es: III, 1, S. 169: »Um die Erscheinungen in ihrer gesetzmäßigen ihrem Begriffe entsprechenden Gestalt zu betrachten, d. h. sie zu betrachten unabhängig von dem durch die Bewegung von Nachfrage und Zufuhr hervorgebrachten Schein«, sei in der politischen Ökonomie zu unterstellen, daß sich Angebot und Nachfrage decken, also daß das Bedarfsmoment beiseite zu lassen ist. Hiermit stellt er dem, sagen wir, ideellen Werte den Verkehrswert gegenüber. Wenn er aber dann fortfährt, daß die Ungleichheiten (des Angebots gegenüber der Nachfrage) entgegengesetzter Natur seien, da sie einander beständig folgten, und sie sich durch ihre entgegengesetzte Natur, durch ihren Widerspruch untereinander ausgleichen, so hält er diese Ansicht im III. Bande, Teil 2 nicht immer aufrecht, was daraus hervorgeht, daß er auf diese Ungleichheiten als auf wichtige Realitäten immer wieder Rücksicht nimmt. So heißt es III, 2, S. 176: »Z. B. es sei proportionell zu viel Baumwolle produziert, obgleich in diesem Gesamtprodukt von Gewebe nur die unter den gegebenen Bedingungen dafür notwendige Arbeitszeit (hier durchaus nur im technischen Sinne!) realisiert ist. Aber es ist überhaupt zu viel gesellschaftliche Arbeit in diesem besonderen Zweige verausgabt; d. h. ein Teil des Produktes ist nutzlos. Das Ganze verkauft sich daher nur, als ob es in der notwendigen Proportion (d. h. dem Bedarf entsprechend) produziert wäre. Diese quantitative Schranke der auf die verschiedenen besonderen Produktionssphären verwendbaren Quoten der gesellschaftlichen Arbeitszeit ist nur weiter entwickelter Ausdruck des Wertgesetzes überhaupt«; und nun der höchst wichtige Zusatz: »obgleich die notwendige Arbeitszeit hier einen anderen Sinn erhält«. Und S. 180 heißt es: »Es ist überhaupt in der Gestalt des Marktpreises und weiter in der Gestalt des regulierenden Marktpreises oder Markt-Produktionspreises, daß sich die Natur des Wertes der Waren darstellt, sein Bestimmtsein nicht

durch die zur Produktion eines bestimmten Warenquantums oder einzelner Waren individuell, für einen bestimmten einzelnen Produzenten notwendige Arbeitszeit, sondern durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit; durch die Arbeitszeit, die erheischt ist, unter dem gegebenen Durchschnitte der gesellschaftlichen Produktionsbedingungen das gesellschaftlich erheischte Gesamtquantum der auf dem Markt befindlichen Warenspezies zu erzeugen.« Und nur, wo die Verteilung von Angebot und Nachfrage eine proportionelle ist, »werden die Produkte der verschiedenen Gruppen zu ihren Werten verkauft« (S. 175).

Trotzdem Marx diese Doppelnatur des Begriffs der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit wohl empfindet, ja sie ausdrücklich hervorhebt, will er sie doch aus einer Grundwurzel entwickelt wissen, und dieses Gemeinsame soll der Begriff des Gebrauchswertes bilden. »Bedingung (für beide Arten der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit) bleibt der Gebrauchswert«, heißt es S. 175. »Wenn aber der Gebrauchswert bei der einzelnen Ware davon abhängt, daß sie an und für sich ein Bedürfnis befriedigt, so bei der gesellschaftlichen Produktionsmasse davon, daß sie dem quantitativ bestimmten gesellschaftlichen Bedürfnisse für jede besondere Art von Produkt adäquat und die Arbeit daher im Verhältnisse dieser gesellschaftlichen Bedürfnisse, die quantitativ umschrieben sind, in die verschiedenen Produktionssphären proportionell verteilt ist.« In Klammern fügt er bemerkenswerterweise diesem Satze hinzu: »Diesen Punkt heranzuziehen bei der Verteilung des Kapitals in die verschiedenen Produktionssphären.« Es ist das für seine Deutung des Ausgleiches der Profitrate von Wert. »Das gesellschaftliche Bedürfnis, d. h. der Gebrauchswert auf gesellschaftlicher Potenz, erscheint hier bestimmend für die Quota der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit, die den verschiedenen besonderen Produktionssphären anheimfallen.«

Damit sind wir zum Begriffe des Gebrauchswertes zurückgekehrt. Von seiner Deutung wird es abhängen, ob der Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit trotz seiner Doppelnatur im Grunde doch nur eindeutig ist, ob es sich nur um zwei verschiedene Anwendungen eines und desselben Begriffes handelt, oder ob wir es mit zwei grundsätzlich verschiedenen Begriffen zu tun haben. Mit anderen Worten: ist die Abhängigkeit des Gebrauchswertes bei der einzelnen Ware von der Befriedigung eines Bedürfnisses an und für sich begrifflich derjenigen des »Gebrauchswertes« der »gesellschaftlichen Produktenmasse« von

dem quantitativ bestimmten gesellschaftlichen Bedürfnisse für jede besondere Art von Produkt gleichzusetzen? Ist eine solche Gleichsetzung mit der ursprünglichen Begriffsdefinition des Gebrauchswertes bei Marx selbst zu vereinbaren? Wenn ja, läßt sie sich bei kritischer Betrachtung der Marxschen Lehre aufrecht erhalten?

Am Anfange des Marxschen Systems, dargelegt im »Kapital«, steht die klare Definition des Gebrauchswertes. Hiernach ist Gebrauchswert die Nützlichkeit des Dinges, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse befriedigt, die diesem Dinge immanente Brauchbarkeit. Dieser Gebrauchswert liegt in dem Warenkörper selbst, seiner spezifischen Qualität begründet, er stellt sich dar als die Verbindung von zwei Elementen, Naturstoff und konkreter, spezifischer, gerade auf diese Ware gerichteter Arbeit, die im schroffsten Gegensatze zu der oben definierten abstrakt menschlichen Arbeit steht, und bildet auf Grund dieser Eigenschaften den stofflichen Inhalt des Reichtums. Bedeutung erlangt der Gebrauchswert für die Volkswirtschaft dadurch, daß er die Voraussetzung des Wertes, d. h. des Tauschwertes ist; er ist Träger des Tauschwertes, d. h. Tauschwert ist nur da möglich, wo Gebrauchswert in diesem Sinne vorliegt. Zur Voraussetzung dieses Gebrauchswertes gehört unbedingt, daß der *Nutzen* des Dinges für den Menschen *durch Arbeit vermittelt* ist; ohne das kann das Ding wohl Gebrauchswert als bloße Nützlichkeit sein, nicht aber die Voraussetzung von Wert (Tauschwert). Hiermit macht Marx eine begrifflich wertvolle Unterscheidung, indem er den Begriff der bloßen technischen oder natürlichen *Tauglichkeit*, von dem der für die ökonomische Wertbildung in Betracht kommenden *Nützlichkeit*, einer Verbindung von Tauglichkeit und Arbeit, scharf trennt. In diesem Sinne kann also ein Ding auch Gebrauchswert sein, ohne Wert zu sein. Am wichtigsten aber ist die andere Voraussetzung dafür, daß der Gebrauchswert die Grundlage des Tauschwertes sein könne, die nämlich, daß er *Gebrauchswert für andere oder gesellschaftlicher Gebrauchswert* sei, »sofern er durch den Austausch übertragen wird«; was nur produziert wird, um das eigene Bedürfnis zu befriedigen, schafft zwar *Gebrauchswert, aber nicht Ware*, nicht Gebrauchswert als Träger des Tauschwertes. So verwirklicht sich der Gebrauchswert nur im Gebrauch oder der Konsumtion.

In der hier in Kürze wiedergegebenen Fassung des Begriffes »Gebrauchswert« sind zwei Momente hervorzuheben. Einmal ist von dem Gebrauchswert als bloßer Nützlichkeit oder Verbindung

von Tauglichkeit und Arbeit die Rede; ein durch seine stofflichen Eigenschaften nützliches Ding hat immer unter der Voraussetzung, daß dieses Ding durch Arbeit erzeugt ist, an sich die Eigenschaft, dem Gebrauche zu dienen: objektiver Gebrauchswert. Sodann wird gefordert, daß das Ding nicht für den eigenen Bedarf, sondern für andere hervorgebracht wird; es muß ihm, eben weil es für andere produziert wird, ein Bedürfnis gegenüberstehen, es muß für andere also die Bedeutung des subjektiven Gebrauchswertes haben. Nun aber besteht doch ein gewaltiger Unterschied darin, ob ein Ding für andere Gebrauchswert, gesellschaftlicher Gebrauchswert, ist und für andere von dem Produzenten auf den Markt gebracht wird, oder ob sich der Gebrauchswert auch dadurch verwirklicht, daß das Ding in der Tat gebraucht, konsumiert wird, ob es nur gebraucht werden kann oder auch wirklich verbraucht wird. Liegt das Moment des faktischen Verbrauches im Begriffe des Gebrauchswertes einbeschlossen, kann es das überhaupt sein?

Hierauf ist folgendes zu antworten: Nicht der faktische, durch den Absatz verwirklichte Verbrauch ist für den hier von Marx definierten Gebrauchswert wesentlich, sondern nur das Moment, daß die Ware für den Austausch, d. h. nicht für den Eigengebrauch produziert wird; nicht das Moment des Verbrauches, sondern das der Produktion für den Austausch steht im Vordergrunde. Es kommt hierin die Unterscheidung von Gebrauchswert als Träger des Tauschwertes und Gebrauchswert für den eigenen Gebrauch zum Ausdrucke. Die für den Austausch produzierte Ware »hat für den Warenbesitzer keinen unmittelbaren Gebrauchswert. Sonst führte er sie nicht zu Markt. Sie hat Gebrauchswert für andere. Für ihn hat sie unmittelbar nur den Gebrauchswert, Träger von Tauschwert und so Tauschmittel zu sein« (I, S. 51); und mit einem Zitate aus Aristoteles wird dieser Zusammenhang verdeutlicht: »Denn zweifach ist der Gebrauch jedes Gutes. — Der eine ist dem Ding als solchem eigen, der andere nicht, wie einer Sandale, zur Beschuhung zu dienen und austauschbar zu sein. Beides sind Gebrauchswerte der Sandale, denn auch, wer die Sandale mit dem ihm Mangelnden, z. B. der Nahrung austauscht, benutzt die Sandale als Sandale. Aber nicht in ihrer natürlichen Gebrauchsweise, denn sie ist nicht da des Austausches wegen.« Und Marx fährt fort: »Alle Waren sind Nichtgebrauchswerte für ihre Besitzer, Gebrauchswerte für ihre Nichtbesitzer. Sie müssen also allseitig die Hände wechseln . . . Die Waren müssen

sich daher als Werte realisieren, bevor sie sich als Gebrauchswerte realisieren können. Andererseits müssen sie sich als Gebrauchswerte bewähren, bevor sie sich als Werte realisieren können. Denn die auf sie verausgabte menschliche Arbeit zählt nur, soweit sie in einer für andere nützlichen Formen verausgabt ist. Ob sie anderen nützt, ihr Produkt daher fremde Bedürfnisse befriedigt, kann aber nur ihr Austausch beweisen« (I., S. 52). Nichts weiter, das kommt in diesen Worten klar zur Geltung, als die Verausgabung menschlicher Arbeit in dieser für andere nützlichen Form, also die Absicht, nicht für den Eigengebrauch, sondern für den Austausch zu produzieren, ist für den hier in Betracht kommenden Gebrauchswert, von dessen Hervorbringung bei dem Begriffe der gesellschaftlich notwendigen Arbeit die Rede ist, wesentlich. Die faktische Befriedigung fremder Bedürfnisse ist eine Sache für sich, über sie entscheidet erst der realisierte Austausch.

So sind zwei Momente Voraussetzung des Tauschwertes; einmal die Eigenschaft des Objektes als Gebrauchswert schlechthin (im weitesten Sinne objektiver Gebrauchswert, und zwar auf Arbeit beruhend, im Gegensatze zu bloßer Tauglichkeit); sodann der diesem objektiven Gebrauchswerte gegenüberstehende subjektive Gebrauchswert; dieser spaltet sich in zwei Unterbegriffe: subjektiver Gebrauchswert vom Standpunkte des Warenbesitzers selbst; dieser hat mit dem Austausche nichts zu tun; und subjektiver Gebrauchswert vom Standpunkte des Bedarfs anderer. Nur dieser bildet den Träger von Tauschwert.

Hiermit ist denn festgestellt, daß sich die von Marx im ersten Bande des »Kapitals« gegebene Definition des Gebrauchswertes deckt mit derjenigen des in Band III, S. 175 für die einzelne Ware in Betracht kommenden Gebrauchswertes, der davon abhängt, »daß sie an und für sich ein Bedürfnis befriedigt«, wenn auch Marx hier die Unterscheidung von Gebrauchswert für den Eigenbedarf und den für fremden Bedarf nicht ausdrücklich wiederholt. Wenn er aber sagt, »daß sie an und für sich ein Bedürfnis befriedigt«, so heißt das, daß sie erstens Gebrauchswert im objektiven Sinne auf Grund aufgewandter Arbeit (also nicht bloße Tauglichkeit) und zweitens Gebrauchswert für fremden Bedarf, also erstens Gebrauchswert im qualitativen Sinne und zweitens im Sinne des beabsichtigten Austausches ist. Ein ganz neues Element aber wird in den Begriff des Gebrauchswertes, der für die gesellschaftliche Produktenmasse in Betracht kommt, eingeführt. Der Gebrauchswert für die gesellschaftliche Produkten-

masse hängt nämlich davon ab, »daß sie dem quantitativ bestimmten gesellschaftlichen Bedürfnisse auf jede besondere Art von Produkt adäquat ist und die Arbeit daher im Verhältnisse dieser gesellschaftlichen Bedürfnisse, die quantitativ umschrieben sind, in die verschiedenen Produktionssphären proportionell verteilt ist.« Und »das gesellschaftliche Bedürfnis, d. h. der Gebrauchswert auf gesellschaftlicher Potenz, erscheint hier bestimmend für die Quota der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit, die den verschiedenen besonderen Produktionssphären anheimfallen«. Das Neue ist das quantitative Element, das in der Tat hier neu in den Begriff des Gebrauchswertes eingeführt wird. Während vorher nur die Absicht des Austausches betont war, wird hier vom Standpunkte des Warenbesitzers gleichsam die richtige Kalkulation, von dem des Abnehmers der vollzogene Absatz, die Größe des Gesamtbedarfs, also alles in allem die Aufnahmefähigkeit des Marktes hervorgehoben. Für den Begriff der hier maßgebenden gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit ist damit aber ein Novum geschaffen; neben das technische tritt das Moment der quantitativ richtigen, von der Größe der Nachfrage, der Realisationsmöglichkeit des Bedarfs abhängige Verteilung der der Produktion der einzelnen Gütergruppen zugewandten Arbeit.

Marx fügt den hier besprochenen Ausführungen hinzu: »Es ist aber nur dasselbe Gesetz, daß sich schon bei der einzelnen Ware zeigt, nämlich, daß ihr Gebrauchswert Voraussetzung ihres Tauschwerts und damit ihres Wertes ist. Dieser Punkt hat mit den Verhältnissen zwischen notwendiger und Mehrarbeit nur so viel zu tun, daß mit Verletzung dieser Proportion der Wert der Ware, also auch der in ihm steckende Mehrwert, nicht realisiert werden kann.« Aber auf diesen Punkt kommt alles an, nämlich daß, während vorher nur die Absicht des Austausches in Frage stand, hier die Bedingungen der Realisation erwogen werden, die eben in der Erhaltung jener Proportion begründet liegen. Die richtige Einstellung des Aufwandes gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit auf den wirklich vorhandenen Bedarf der Nachfrage gibt dem Begriffe der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit hier einen neuen Sinn, der auf der Weiterführung des ursprünglich engeren Begriffes des Gebrauchswertes beruht. Die Realisierung des Wertes kann dieser Weiterführung nicht entraten, wie Marx sogleich an folgendem Beispiele erläutert: »Z. B. es sei proportionell zu viel Baumwollgewebe produziert, obgleich in diesem Gesamtprodukte

von Gewebe nur die unter den gegebenen Bedingungen dafür notwendige Arbeitszeit (im ursprünglichen, rein technischem Sinne) realisiert ist. Aber es ist überhaupt zu viel gesellschaftliche Arbeit in diesem besonderen Zweige verausgabt; d. h. ein Teil des Produktes ist nutzlos. Das Ganze verkauft sich daher nur, als ob es in der notwendigen Proportion produziert wäre.« Marx hat vollständig Recht, wenn er dem hinzufügt, daß diese quantitative Schranke der auf die verschiedenen besonderen Produktionssphären verwendbaren Quoten der gesellschaftlichen Arbeitszeit nur ein weiter entwickelter Ausdruck des Wertgesetzes überhaupt sei. Denn das Ideal der von ihm angenommenen Warenproduktion soll mit der Proportion von aufgewandter Arbeit und Bedarf rechnen; ist das der Fall, so ist der Wert in der Tat nach seiner früheren Deduktion Arbeitswert schlechthin; der natürliche, ideelle Wert wäre Wirklichkeit geworden. Er wußte aber, daß diese Proportion eben nur ein Ideal bedeutet; daher bestimmt er hier die Abweichungen von diesem Ideal in dem, was bei den Klassikern den dem natürlichen Werte gegenüberstehenden Markt- oder Verkehrswert bildete. Der wirkliche Wert der einzelnen Ware in der Verkehrswirtschaft ist aber ein Verkehrswert. Beiden, dem natürlichen und dem Verkehrswerte liegt als Träger der Gebrauchswert zugrunde, der dort auf der Annahme der Proportion von Produktion und Bedarf — die Absicht des Austausches rechnet mit ihr —, hier darauf beruht, daß die Realisation des Absatzes quantitativ, der vollen Wirklichkeit des Bedarfs entsprechend, berücksichtigt wird.

Im I. Bande des »Kapitals« steht nur der natürliche Wert in Frage. Wert, Tauschwert ist hier nur dann eine theoretisch begründete Größe, wenn der Verbrauch jeder produzierten Ware von Anfang an gesichert ist. Jede Änderung der üblichen Produktionsweise aber, die die Konkurrenz zwischen dem Angebote der »für andere hervorgebrachten Waren« und dem Bedürfnisse nach ihm umstößt, bedeutet, daß für die einzelne Ware das Wertgesetz nicht mehr in reinster Form gilt, weil ja ihr wirklicher Gebrauch in Frage gestellt ist. Ein Wertgesetz, das auf einer derartigen Konstanz der Verhältnisse aufgebaut ist, muß unbedingt Bedenken hervorrufen. Es erfordert eine Wirtschaftsorganisation, in dem die Produktion auf einen in jedem Augenblicke bekannten Bedarf eingestellt ist, d. h. eine solche, die der kapitalistischen gerade entgegengesetzt ist. Oder es ist ein Wertgesetz, das nur gerade den Wert derjenigen Warenindividuen berücksichtigt, die

auf dem Markte Absatz finden, während alle anderen Waren, die über den Bedarf hinaus entstehen, ohne Einfluß auf den Wert der wirklich abgesetzten Waren sind. Dies ist der erste Einwand, der vom Standpunkte der neueren Theorie gegen die gesamte Marxsche Wertlehre zu erheben ist.

Nun aber widerspricht solchen Voraussetzungen schon der Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit. Was sollte dieser Begriff für einen Sinn haben, wenn nicht mit einem steten Wechsel der Produktionsweise gerechnet würde, die aber ohne Zweifel einen eben so häufigen Wechsel in den Absatzbedingungen nach sich zieht? Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit; er bezeichnet diejenige Arbeitszeit, die notwendig ist, »um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrade von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen« (wörtlich I, S. 5). Diese Definition enthält den Begriff des Gebrauchswertes. Nehmen wir diesen in der ursprünglichen Definition des I. Bandes an, so haben wir in der Definition der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit alle die Momente enthalten, die die Möglichkeit des Wertes überhaupt von der Kongruenz des Angebotes und des Bedarfs abhängig machen, die also, soll das Moment des Wechsels der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit — und dieses Moment allein gibt ja erst der Einführung des Begriffs der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit einen Sinn — nicht unter den Tisch fallen, auch dann jene Anpassung voraussetzen, wenn sich plötzlich alle Produktionsbedingungen geändert, die angebotenen Waren sich infolgedessen z. B. verdoppelt haben.

Nach alledem ist klar, daß, wenn Marx ausdrücklich von zwei Bedeutungen des Begriffes der gesellschaftlich notwendigen Arbeit spricht, der Unterschied nur darin liegen kann, daß beim ersten Begriffe der gesellschaftliche Gebrauchswert nur vom Standpunkte der Produktion, des Produzenten, der in der Überzeugung, mit seiner Ware ein wirklich vorhandenes Bedürfnis zu befriedigen, produziert, ins Auge gefaßt ist, daß sich dagegen Marx beim zweiten Begriffe auf den Standpunkt des Bedarfes stellt und dabei im Auge hat, daß im Begriffe der Produktion die Annahme der Kongruenz von Angebot und Nachfrage noch nicht enthalten ist. Im zweiten Begriffe ist der Gebrauchswert nicht nur in qualitativer, sondern auch in quantitativer Beziehung enthalten, im ersten ist das quantitative Moment dagegen lediglich als Annahme vom reinen Produktions-

standpunkte, hier von dem der einfachen Zirkulation, dort von dem des kapitalistischen Marktes enthalten. Diese Deutung ist unumgänglich, soll nicht der Doppelbegriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit in sich selbst zerfallen. Hierin liegt eine Schwierigkeit, die nur dann zu überbrücken ist, wenn man in der Marxschen Wertlehre zwei Elemente anzunehmen sich berechtigt fühlt: den natürlichen, gleichsam ideellen Wert auf der einen, den Verkehrswert auf der anderen Seite.

Jede Kostenwerttheorie, so auch die reine Arbeitswerttheorie, wie sie sich bei Marx findet, sieht ursprünglich den Wert vom Standpunkte der Produktion an. Verfolgt man die Gedankengänge Marx', mit denen er das Wertproblem weiter durch sein ganzes gewaltiges Werk ausbaut, so wird man mehr und mehr in jene Wertkonstruktion hineingezwungen, die den Wert unter den Händen des allein Werte schaffenden Arbeiters (im weitesten Sinne) entstehen läßt. Ja, dieser Gedanke wird bis auf einen Umsatz der Arbeitskraft in Ware durchgeführt: der Wert der Ware wird aus der auf sie verwandten Arbeitszeit abgeleitet; sie repräsentiert aber insofern eine konkrete Maßeinheit, als ihr in der Ware Arbeit der Wert der Arbeitskraft (gemessen an der Arbeitszeit, die nötig ist, um die Arbeitskraft zu reproduzieren, d. h. die Mittel zur Erhaltung und Fortpflanzung zu beschaffen, wobei entscheidend ist, daß diese Mittel nicht, wie nach klassischer Lehre, aus einem Lohnfonds fließen, sondern von jedem Arbeiter jeweils selbst produziert werden) zugrunde liegt. So erscheint der Wert auf den ersten Blick als bloße Produktion, d. h. der Ware ist durch die Produktion ihr Wert beigelegt. In der subjektiven Wertlehre ist von jeher besonderer Wert darauf gelegt worden, diesen rein technischen Wertbegriff auszuschalten, weil der Produktionsvorgang nur Produkte im technischen Sinne, aber keine Güter im Sinne des wirtschaftlichen Austauschprozesses liefert. Verliert man nun den Ausgangspunkt der Marxschen Deduktion aus dem Auge, so ist man versucht, den Vorwurf, Marx verwechsle Produkt und Gut, auch gegen ihn zu erheben. Man ist dazu versucht, weil im späteren Verlaufe seiner Gedankengänge immer nur davon die Rede ist, wie sich in dem Warenwerte der Wert der Arbeitskraft verwirklicht. Dennoch wäre dieser Vorwurf falsch; denn der durch die Produktion geschaffene Gebrauchswert kann letzten Endes auf dem großen Markte nach Marx nur zu Wert werden, wenn er gesellschaftlicher Gebrauchswert ist, d. h. wenn er für andere geschaffen

wird, anderen durch den Austausch übertragen wird (I, S. 7). Also das Moment der Nachfrage nach dem produzierten Objekt kann auch schließlich von Marx nicht völlig übersehen werden. Im ersten Bande des Kapitals wird der Wert gleichsam von unten, von den Produktionselementen aus, aufgebaut. Abgesehen von der Tatsache, daß der Wert der die Arbeitskraft ersetzenden Lebensmittel den Wert der übrigen Waren beeinflußt, ist hier aber nirgends von einer Einwirkung der Waren aufeinander die Rede. Anders vom Standpunkt des Verkehrswertes; hier steht die Masse der angebotenen Waren der Größe der Nachfrage gegenüber, und je nach den Verhältnissen beider werden Verschiebungen in dem Werte der einzelnen Ware, das ist nichts anderes als Abweichungen von dem nach dem ursprünglichen Produktionsstandpunkte bestimmten natürlichen Werte bewirkt. Das ist der offenbare Sinn dessen, daß Marx der hier wirkenden gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit eine durchaus andere Bedeutung, als dem sonst gebrauchten Begriffe gleichen Namens beigelegt wissen will.

Es war schon erwähnt worden, daß der bekanntlich von Marx selbst hervorgehobene Unterschied seiner Wertlehre von derjenigen Lassalles von den meisten Autoren, die sich damit befaßt haben, dahin gedeutet wurde, daß der Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit bei Marx nur jener erste, technische, bei Lassalle dagegen der erweiterte quantitative Begriff sei. Wie Grigorovici in der schon erwähnten Schrift zeigt, ist diese Deutung darum verfehlt, weil Lassalle schon in der Hauptgrundlage der Marxschen Wertlehre, in der Fassung des Begriffs der abstrakt menschlichen Arbeit, von seinem theoretischen Lehrmeister Marx abweicht. Aber auch darum kann sie nicht richtig sein, weil, wie im Vorstehenden gezeigt, beide Begriffe der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit von Marx selbst begründet worden sind. Wichtig an jener an sich falschen Deutung ist nur, daß sie jene Zweiheit dieses Begriffes eines Namens richtig erkannt und aufs klarste beleuchtet hat. Und gleichgültig nun, ob sie bereits bei Marx vorhanden war, oder ob sie das Merkmal der Unterscheidung der Marxschen und der Lassalleschen Lehre bildet, die aus ihr gezogenen Folgerungen setzen diese Zweiheit voraus. Und die Frage, die hier noch kurz zu behandeln ist, ist die, ob diese Folgerungen richtig sind oder nicht.

Daraus, daß der Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeit auch ein quantitatives, ein Bedarfsmoment enthielte, ist gefolgert worden, daß es falsch sei, den Wert lediglich aus der

Arbeit des Handarbeiters abzuleiten; die Anpassung der Produktion an den Bedarf, wie sie jener Begriff postulierte, erfordere auf der Produktionsseite eine organisierende, den Markt beurteilende, also geistige Tätigkeit. So Heinrich v. Sybel in seiner Schrift: »Die Lehre des heutigen Sozialismus und Kommunismus« 1872, für den jener erwähnte Unterschied zwischen Lassalle und Marx eben in der verschiedenen Auffassung des Begriffs der gesellschaftlich notwendigen Arbeit bestand und für den sich aus der Einbeziehung des quantitativen Momentes in unwiderleglicher Weise ergab, »daß nur der Mensch der Arbeit in Wahrheit ihren Wert verleiht, der ihr den Charakter der Zweckmäßigkeit aufdrückt, der ihr die nützlichen Zwecke setzt und für die Verwirklichung derselben die angemessenen Mittel entdeckt und wirken läßt« (S. 14 und 15). Zu demselben Schlusse gelangten Mehring u. a. Ausführliches darüber berichtet in treffender Weise T. Grigorovici in der Schrift »Die Wertlehre bei Marx und Lassalle« (1910). Grigorovici zeigt auch, daß die Sybelsche Schlußfolgerung insofern fehlging, als Marx in die wertbildende abstrakt menschliche Arbeit schon selbst die dabei beteiligte geistige Arbeit durchaus einbezieht. Allerdings geht Sybel weiter und behauptet, daß wertbildend überhaupt nur die geistige Arbeit der Unternehmer sei, daß die übrige Arbeit dagegen nicht mehr als Beiwerk, handwerksmäßiges Hilfswerk bilde. Diese Folgerung aber ist weder aus dem einen, noch aus dem anderen Begriffe der gesellschaftlich notwendigen Arbeit möglich. Und daß der, der das Bedarfsmoment hierbei mit hineinbezieht — nach Sybels Meinung also Lassalle, nach unseren Ausführungen aber auch für den Verkehrswert oder Preis ebenso gut Marx selbst —, das sozialistische Moment der Wertlehre, also gerade dessen Ableitung aus der Arbeit — Hand- und Kopfarbeit — umstoße, davon kann gar keine Rede sein. Auch bei dieser Fassung des Begriffs der gesellschaftlich notwendigen Arbeit bleibt der Kern der Wertlehre die Entstehung des Wertes aus der Arbeit im weitesten Sinne des Wortes, also Hand- und Kopfarbeit in gleicher Weise umfassend: das Wesentliche bleibt der Charakter dieser Wertlehre als einer Arbeitswerttheorie. Und will man dieser Lehre eine andere entgegensetzen, so hieße es, in eine entgegengesetzte, völlig extreme Einseitigkeit verfallen, wollte man nun den Wert allein aus der geistigen Arbeit des Unternehmers ableiten; man bliebe so bei dem gleichen Grundelement — Arbeit — und setzte an die Stelle der sozialistischen eine rein kapitalistische Auffassung; damit wäre

aber gar nichts gewonnen, die Wertlehre auf keinerlei neue theoretische Grundlage gestellt. Eine wesentlich neue Grundlage brachte erst die subjektive Wertlehre, die, ganz allgemein ausgedrückt, vom Kostenstandpunkte abwich und an seine Stelle das Moment des Nutzens, an Stelle des Aufbaues des Wertes von unten her, von der Produktion aus, seine Bestimmung von der entgegengesetzten Seite her, von der Schätzung auf seiten der Nachfrage setzte. Die Bedeutung Dührings für diese Entwicklung suchten wir in dieser Schrift nachzuweisen. —

Was an den Ausführungen derer, also z. B. Sybels, die die Kontroverse zwischen Marx und Lassalle auf deren verschiedene Fassung des Begriffs der gesellschaftlich notwendigen Arbeit zurückführen, allein von bleibendem Werte ist, ist die Tatsache der Betonung der Doppelnatur jenes Begriffes oder besser der Hinweis darauf, daß in der Tat zwei verschiedene Begriffe unter jenem gleichen Namen bestehen. Völlig verkehrt und daher ohne Bedeutung für die Erkenntnis des wahren Sachverhalts, wie er von Marx begründet war, ist dagegen die Auffassung, daß in der Einbeziehung des Wortes »notwendig« in den Begriff der gesellschaftlich notwendigen Arbeit eine Berücksichtigung des Bedarfsmomentes in diesem Begriffe zu finden ist, wie von A. C. Schramm in dem Artikel »Die Quintessenz des Sozialismus« (Vorwärts, 1877, Nr. 62) geschehen. Hiermit wäre gesagt, daß schon in dem Begriffe des ersten Bandes des »Kapitals« derjenige des dritten Bandes enthalten sei, wonach notwendige Arbeit nichts anderes heißt, als daß die auf die Produkte verwandte Arbeit die Größe des gesellschaftlichen Bedarfs mit berücksichtigt; es wäre gesagt, daß Marx dem ursprünglichen Begriffe der gesellschaftlich notwendigen Arbeit später nichts hinzugefügt oder keinen neuen Begriff aufgestellt habe. Dem widerspricht aber schon ganz äußerlich die Tatsache, daß Marx selbst das Gegenteil ausdrücklich hervorgehoben hat, wie in den früheren Ausführungen gezeigt wurde. Mit Recht weist also Grigorovici diese Schrammsche Auffassung zurück. — Nun aber zu der Meinung, die Grigorovici in dieser Frage selbst vertritt.

Übereinstimmung zwischen Grigorovici und meiner Auffassung besteht in der ersten These, in der die Grigorovicische Auffassung von der Marxschen Lehre zusammengefaßt ist, daß nämlich »die wertbestimmende (d. h. den natürlichen Wert bestimmend) gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit nach Marx die Arbeitszeit ist, die technisch notwendig ist, um unter den bestimmten Produktionsverhältnissen irgendeine Ware hervorzu-

bringen; daß das Bedarfsmoment somit in der wertbestimmenden Arbeitszeit als wertbestimmendes Moment nicht enthalten ist.« Dieser einwandfreien These folgt aber die zweite dieses Wortlautes: »es ergibt sich, daß der gesellschaftliche Bedarf in bezug auf den Wert der Ware keine andere Rolle spielt, als der Gebrauchswert, er somit bloß die Voraussetzung für die Realisierung der Werte ist«. Dieser Satz schließt die Auffassung in sich, daß der Gebrauchswert dem gesellschaftlichen Bedarf darin völlig gleich zu setzen ist, daß er Voraussetzung für die Realisierung des Wertes ist. Ist das richtig? Nach unseren früheren Ausführungen muß diese Frage verneint werden. Die Rolle des Gebrauchswertes nach der Definition, die an der Spitze der Marxschen Gedankenreihe steht, ist nicht die, Voraussetzung der Realisierung des Wertes, sondern lediglich Voraussetzung des Wertes selbst, der Wertentstehung, zu sein. Um das zu begründen, zeigten wir, daß dieser Gebrauchswert — entstanden aus Arbeit — einmal die Verbindung von Arbeit und qualitativer Nützlichkeit — objektiver Gebrauchswert, sodann Gebrauchswert für andere, gesellschaftlicher Gebrauchswert sei, betonten aber, daß es dabei nur darauf ankomme, daß die Ware ein Bedürfnis anderer an und für sich befriedigen solle, nicht aber eine quantitativ bestimmte Bedarfsmenge, daß die Kongruenz zwischen bereitgestellter Ware und Bedarf nur in der Annahme der Produzenten bestehe — subjektiver Gebrauchswert vom Standpunkte der Produktion. Demnach ist hier der Gebrauchswert nicht Voraussetzung der Realisierung des Wertes, sondern unter der Annahme der Realisierung durch den Absatz ist der Gebrauchswert Voraussetzung des Wertes. Nach der Grigorovicischen Auffassung von dem Gebrauchswerte als Voraussetzung der Realisierung des Wertes ist es aber klar, daß er in dem Begriffe der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit im rein technischen Sinne und dem im quantitativen Sinne nicht den gleich tief greifenden Unterschied erblicken konnte, wie wir ihn zu entwickeln suchten. Nach Grigorovici liegt das Moment des wechselnden gesellschaftlichen Bedarfs in der ursprünglichen Definition des Begriffes der gesellschaftlich notwendigen Arbeit bereits einbeschlossen. »In dieser Definition«, so lesen wir S. 32, »heißt es nämlich ausdrücklich, daß man unter gesellschaftlich notwendiger Arbeit die Arbeit zu verstehen habe, die unter den vorhandenen gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen notwendig ist, um irgendeinen Gebrauchswert hervorzubringen. Wohlgemerkt, da heißt es nicht, um irgendein Produkt

oder irgendein nützlich Ding, sondern um irgendeinen Gebrauchswert hervorzubringen«. Und in diesem Begriffe »Gebrauchswert« im Sinne des gesellschaftlichen Gebrauchswertes sei das Moment des wechselnden gesellschaftlichen Bedarfs enthalten. Darauf ist zu sagen, daß der Wechsel des gesellschaftlichen Bedarfs wohl in dem Begriffe der gesellschaftlich notwendigen Arbeit präsumiert sein kann; denn wenn sich die Produktionsbedingungen ändern — und nur unter dieser Voraussetzung hat, wie bereits hervorgehoben, die Einführung jenes Begriffes Sinn —, wird sich im allgemeinen, da nach einer solchen Änderung vielleicht mehr, billigere und bessere Waren angeboten werden, auch der Bedarf ändern; nicht aber liegt der Wechsel des Bedarfs in dem Begriffe des Gebrauchswertes beschlossen; dieser besagt nur, daß überhaupt ein Bedarf vorliegt. Von der Größe des Bedarfs ganz zu schweigen! Das Bedarfsmoment liegt hier nur in qualitativer, nicht in quantitativer Beziehung vor; und die Voraussetzung der Realisierung ist doch nur gegeben, wenn ein quantitativ, und nicht nur ein qualitativ bestimmter Bedarf vorhanden ist. Der Gebrauchswert, der im Begriffe dieser gesellschaftlich notwendigen Arbeit vorliegt, ist also nur Voraussetzung des Wertes überhaupt, nicht der Realisierung des Wertes; nur die dem qualitativ bestimmten Bedarfe nach mögliche, nicht die faktisch gesicherte Realisierung steht hier in Frage. Diese kommt erst im zweiten Begriffe der gesellschaftlich notwendigen Arbeit zur Geltung; hier erst erhält der Gebrauchswert — subjektiver Gebrauchswert vom Standpunkte der Nachfrage — die Bedeutung der quantitativen Bestimmtheit, hier erst wird er Voraussetzung nicht des Wertes, wie vorher, sondern der Realisierung des Wertes.

Dieser Unterschied zwischen Grigorovici und mir ist tiefgreifend. Denn meine Auffassung kann in dem Marxschen Werte, dessen Voraussetzung der Gebrauchswert ist, nur die Begründung eines »natürlichen«, ideellen Wertes, von dessen Realisierung überhaupt nicht gesprochen wird, sehen; und das neue Moment der Berücksichtigung des quantitativen Bedarfs schafft die Voraussetzung seiner Realisierung im Verkehrswerte oder Preise. Grigorovici aber nennt jenen, von mir als natürlichen Wert bezeichneten, Wert bereits den Marktwert; »der Marktwert der Waren«, heißt es S. 37, »steht in keinem Zusammenhange mit dem gesellschaftlichen Bedürfnisse nach diesen Waren. Der Marktwert wird ausschließlich durch das technische Moment bestimmt.« Während ich also natürlichen Wert und Verkehrswert — diesen als Reali-

sierung jenes — unterscheide, nimmt Grigorovici von vornherein die Begründung des Marktwertes an und spricht unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Bedürfnisses von dessen Realisierung. Der Unterschied ist der: Realisierung des natürlichen Wertes im Preise bedeutet, zwei einander ergänzende Wertbegriffe annehmen; Realisierung des Marktwertes dagegen — wie sie Grigorovici annimmt — behauptet nur einen einzigen Wertbegriff, dessen Realisierung keinen neuen Begriff schafft, sondern nur die Abweichungen des realisierten Preises von jenem Marktwerte erklärt. Einig gehen beide Auffassungen darin, daß Wert und Preis zu unterscheiden sind — bei mir als zwei selbständige Begriffe, bei Grigorovici als ein Begriff, dessen Regel den Marktwert, dessen Abweichungen den Preis darstellen. —

Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die deutsche Sozialdemokratie.

Von Dr. **Bernhard Harms,** ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Kiel. 1909.
Preis: 1 Mark 50 Pf., geb. 2 Mark.

Literarisches Zentralblatt für Deutschland (Leipzig):
Diese kleine Schrift, die in meisterhafter Darstellung aus dem Leben und Wirken Ferdinand Lassalles seine Bedeutung für die politische Weiterentwicklung der deutschen Sozialdemokratie herausarbeitet, gehört in die Reihen jener wenigen, glänzenden Werke, welche die für die politische Fortentwicklung des deutschen Volkes entscheidenden Fragen vom Standpunkt der Wissenschaft aus in unbefangener Weise zu erörtern und zu erklären suchen. In die Schilderung des Lebens und der politischen Tätigkeit des geistvollen Agitators hat der Verf. in knappen Strichen die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie hineingezeichnet, und indem er das Fazit dieser Entwicklung zieht, stellt er es überaus wirkungsvoll dem politischen Vermächtnis Lassalles gegenüber. Auch wer die Anschauung des Verf. nicht immer teilt, wird sich dem Eindruck seiner Argumentation nicht ganz entziehen können, und gerade darum ist diesen anregenden Betrachtungen die allergrößte Verbreitung zu wünschen.

Über das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von Karl Marx.

Von Dr. **Karl Diehl,** Professor in Königsberg i. Pr. (Abdruck aus der Festschrift zur Feier des 25 jährigen Bestehens des Staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. S.) 1898. Preis: 1 Mark.

Das Lebenswerk von Karl Marx.

Von **Werner Sombart.** 1909.
Preis: 80 Pf.

Marxismus gegen Sozialismus.

Von Dr. **Vladimir G. Simkhovitch,** Professor der Wirtschaftsgeschichte an Columbia University. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Thomas Jappe. (XIV, 189 S. gr. 8⁰.) 1913.
Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark.

Inhalt: Vorwort zur deutschen Übersetzung. — Einleitung zur englischen Ausgabe. — 1. Die Rolle der Marxischen Werttheorie in seinem System. 2. Der Marxische Sozialismus im Umriß. 3. Die materialistische Geschichtsauffassung. 4. Die Konzentration der Produktion in Industrie und Landwirtschaft. 5. Vom Verschwinden des Mittelstands. 6. Die Verelendungstheorie. 7. Die gegenwärtige Lage der Lohnarbeiter. 8. Vorgeschichte der Marxischen Klassenkampftheorie. 9. Marxische Klassenkampftheorie. 10. Die Krisentheorie. 11. Die soziale Revolution und der naturnotwendige Zusammenbruch. 12. Zusammenbruch der Marxischen Werttheorie. 13. Marx' Stellung zur ewigen Gerechtigkeit.

An der Marxistischen Lehre wird seit ihrem Bestehen, so große Verehrung ihr auch von den verschiedensten Seiten entgegengebracht wird, dauernd verbessert, verändert und preisgegeben. Der kritischen Stimmen gibt es schon übergenug. Wenn trotzdem ein scharfsinniger Sozialtheoretiker, wie der früher in Deutschland ansässige und aus deutscher Gelehrtenschule hervorgegangene Professor Vladimir Simkhovitch das Problem von neuem unter die Lupe nimmt, so dürfen wir gerade deswegen bemerkenswerte Aufschlüsse darüber erwarten, weil er mit den allerbesten Waffen gegen die Sätze des Marxismus, wie sie der wissenschaftliche Sozialismus auffaßt, zu Felde zieht. Gerade die Gegenüberstellung der beiden wirtschaftspolitischen Weltanschauungen Marxismus und Sozialismus gibt dem Buche besondere Bedeutung. Alle Kreise, die der sozialen Theorie wie der Praxis ihr Interesse widmen, werden im bürgerlichen wie im sozialdemokratischen Lager an dem Buche nicht vorübergehen dürfen.

Über das Wesen des Geldes.

Von **Richard Hildebrand.** (49 S. 8⁰.) 1914.
Preis: 1 Mark 20 Pf.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift bietet präzise gefaßte Ausführungen, die bestimmt sind, dem juristischen sowohl wie dem ökonomischen Wesen des Geldes gerecht zu werden. Die Schrift eröffnet ebensowohl dem Zivilisten und Vertreter des öffentlichen Rechts wie dem Nationalökonomen neue Gesichtspunkte von weitgehendem Interesse. Beispielsweise sei auf die Stellungnahme des Verfassers zu der herrschenden Lehre über das gegenseitige Verhältnis der Begriffe Kauf und Geld wie auch der Begriffe Geld und Zahlungsmittel verwiesen.

Kapital und Zins.

Die Polemik zwischen Bastiat und Proudhon. Mit Einleitung und in Übersetzung herausgegeben von Dr. **Arthur Mülberger.** 1896.
Preis: 3 Mark 50 Pf.

Hofbuchdruckerei Rudolstadt.